Der Waldmensch.

Von

Elie Berthet.

Deutsch

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Lindauische Bibliothek.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1863.
Hartleben's Verlags-Expedition.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

I.

Die Colonie.

Wir ſind auf Sumatra, der großen malayiſchen Inſel, welche durch die Meerenge von Malakka von der ſüdlichſten Spitze Indiens getrennt wird.

Noch in unſeren Tagen iſt Sumatra, deſſen Handel ſich die Engländer und Holländer ſo lange ſtreitig gemacht, den Europäern wenig bekannt. Mit Ausnahme einiger Häfen, wo die das Inſelmeer befahrenden Schiffe anlegen, wird die Inſel von Reiſenden äußerſt wenig beſucht. Das Innere des Landes, welches ſchon durch hohe vulkaniſche Gebirge und undurchdringliche Wälder geſchützt wird, iſt von wilden, kriegeriſchen, ihre Unabhängigkeit eifrig wahrenden Nationen bewohnt, die vielleicht kein Bedenken tragen würden, die mit dem Studium ihrer Sitten und Gebräuche beauftragten Touriſten zu verſpeiſen. Daher iſt außer einigen kühnen Engländern, welche ſich durch eine ſolche Gefahr nicht abſchrecken ließen, Niemand bis zu gewiſſen Gegenden in's Innere der Inſel vorgedrungen, und dieſes Centralland wird gänzlich unbekannt bleiben, bis daß es den Holländern, die in dieſem Welttheile, wie überall, mit der ihnen eigenen verſtändigen, ſicheren Langſamkeit

zu Werke gehen, gelungen iſt, dieſe der Civiliſation widerſtrebenden Völker fügſamer zu machen.

Sumatra zeigt indeß auf den erſten Anblick maleriſche großartige Landſchaftsbilder, welche die Bewunderung des Reiſenden erregen, und ſcheint zugleich natürliche Reichthümer zu bieten, welche die Habſucht des Kaufmannes reizen können. Die Inſel iſt zweihundert Meilen lang und dreißig bis vierzig Meilen breit; auf dieſem großen Gebiet könnte man faſt alle Producte der geſegnetſten Länder der Welt ernten. Das ſie umgebende Meer iſt den größten Theil des Jahres hindurch ruhig und gefahrlos; die vielen aus dem Innern kommenden Flüſſe bilden zahlreiche und vortreffliche Häfen. Obgleich der Aequator die Inſel Sumatra in zwei ziemlich gleiche Hälften theilt, iſt doch das Klima in den Centralgebirgen gemäßigt. Dieſe Gebirge, welche viele theils erloſchene, theils noch thätige Vulkane enthalten, ſind reich an edlen Metallen, namentlich an Gold, das von den Malayen in ungenügender Weiſe gewonnen wird. Große Seen verſorgen eine Menge kleiner Flüſſe mit friſchem, reinem, nie verſiegendem Waſſer.

In den Wäldern iſt Ueberfluß an Farbe- und Nutzhölzern. Das Tiefland liefert den beſten Reis der Welt; überall baut man Indigo, Pfeffer und Zuckerrohr; überall ſieht man üppige Pflanzungen, wo die Bäume, welche Gewürznelken, Zimmet, Kampfer und Benzoe liefern, mit der Kokospalme, dem indianiſchen Birnbaum, dem Bananen- und Orangenbaum zu wetteifern ſcheinen, die Eigenthümer zu bereichern, das Auge zu entzücken. Sechs Monate im Jahre fällt kein Tropfen Regen; die Sonne ſtrahlt beſtändig am tiefblauen Himmel. Daher ſcheint auf den erſten

Anblick das Leben lieblich und genußreich auf dieſer fruchtbaren blühenden Erde, unter dieſen ſchattigen, duftenden Bäumen.

Leider hat jedes Ding ſeine Schattenſeite; für Sumatra, wie für viele andere Dinge, birgt jeder ſcheinbare Vorzug eine Todesgefahr. Das gewöhnlich ſo ruhige, liebliche Meer wird zeitweiſe durch die furchtbarſten Stürme aufgewühlt. Selbſt bei ruhigem Wetter iſt der europäiſche Schiffer nicht ſicher vor den Angriffen der malayiſcheu Piraten, die ihn in der Nacht mit ihren langen, ſchmalen, heimtückiſchen Segelbarken überfallen und die Schiffsleute ermorden, um ſich der Ladung zu bemächtigen. Und wenn ſich auch keine Seeräuber blicken laſſen, ſo ſind Schaaren von Haifiſchen, die nirgends ſtärker und furchtbarer ſind, die beſtändigen Begleiter des Schiffes. Die Inſel ſelbſt läßt ſich ihre maleriſchen Schönheiten und ihre üppige Fruchtbarkeit theuer bezahlen. Die Vulkane verurſachen häufige und ſehr heftige Erderſchütterungen, welche die dauerhafteſten Gebäude zerſtören. Die ſo ſchönen Flüſſe bergen Krokodile, die den unvorſichtigen Reiſenden freſſen. Die Urwälder ſind voll von wilden Büffeln, Elephanten, Tigern und andern noch furchtbareren Ungethümen. Tauſend gefährliche Reptilien, unter denen die Rieſenſchlange und die giftige Cobra, kriechen in die Pflanzungen, während die Wohnungen ſelbſt von zahlloſen Inſecten, welche in den Tropenländern eigens zur Plage des Menſchengeſchlechtes geſchaffen zu ſein ſcheinen, heimgeſucht werden. Ueberdies werden durch die in Sümpfen und Wäldern verfaulenden ungeheuren Pflanzenmaſſen Miasmen erzeugt, welche trotz des Duftes der Blumen und Gewürzbäume die Luft ver-

peſten. Daher überſchreitet das menſchliche Leben auf Sumatra ſelten das ſechzigſte Jahr, und die von den ankernden Schiffen am meiſten gefürchtete Weſtküſte der Inſel hat von den Seeleuten den unheimlichen Namen »Peſtküſte« erhalten, ein Beiname, den ſie wegen der zahlreichen Opfer unter den Schiffsmannſchaften verdient.

Gleichwohl befinden ſich auf dieſer Weſtküſte Bencoolen und Padang, die beiden Hauptniederlaſſungen der Europäer auf Sumatra; dort liegt auch der unbekannte Ort, wo ſich die Ereigniſſe dieſer Geſchichte zugetragen haben.

Dieſer Ort war im Anfange dieſes Jahrhunderts eine kleine holländiſche Colonie von ziemlich geringer Bedeutung. Die Engländer warfen, nachdem ſie Pondichéry und die andern franzöſiſchen Beſitzungen in Indien genommen hatten, lüſterne Blicke auf die ſchönen holländiſchen Colonien im Malayenlande, aber dieſer geringfügigen Beute hatten ſie ſich noch nicht bemächtigt. Neu-Drontheim, ſo hieß die Colonie, war eigentlich nur eine Factorei, wo einige Schiffe von Batavia zu gewiſſen Zeiten die Landesproducte abholten. Der kleine, aber tiefe und ſehr ſichere Hafen wird durch einen Fluß gebildet und gegen die Wellen durch eine kleine Koralleninſel geſchützt. An der Mündung des Fluſſes befand ſich ein mit wenigen ſchlechten Kanonen beſetztes Fort. Eine Beſatzung von etwa fünfzig Mann, theils Holländer, theils Javaneſen, genügte zur Bewachung dieſes Poſtens, der durch ſeine Geringfügigkeit und durch die ſchwierige Einfahrt gegen die Angriffe Englands beſſer geſchützt war, als durch die Tapferkeit ſeiner Hüter.

Unter dem Schutze dieſer ſogenannten Befeſtigungen, welche auf dem höchſten Punkte der ſteilen Küſte angelegt waren, lag das Dorf Neu-Drontheim. Mit dieſem Worte Dorf darf man jedoch nicht den Begriff unſerer civiliſirten Ortſchaften mit den freundlichen, um die Pfarrkirche dicht geſchaarten Häuſern verbinden. Die Häuſer dieſer Colonie waren nach Landesſitte von einander getrennt und ſo ſorgfältig hinter großen Bäumen verſteckt, daß man in der Ferne nichts von ihnen ſehen konnte. Einige Häuſer, aus Ziegeln erbaut, ſchienen chineſiſchen Urſprungs; andere, auf hölzernen Pfeilern ruhend, ſahen aus wie einfache Bambushütten. Alle hatten nur ein Erdgeſchoß, wegen der Erderſchütterungen, welche oft die höheren und feſteren Gebäude zerſtörten.

Die auf einer großen Fläche zerſtreute Bevölkerung dieſes Dorfes beſtand faſt aus eben ſo vielen Menſchenraſſen, als Wohngebäude vorhanden waren. Ein hübſches Haus, halb aus Holz, halb aus Ziegeln gebaut, ſtand mitten in einem immergrünen Gebüſch, in einiger Entfernung vom Strande; es führte den prunkvollen Namen: Palaſt des Gouverneurs. Der holländiſche Officier, welcher den Befehl über die Beſatzung führte, wohnte hier lieber als in dem ungeſunden und unbequemen Hauſe, welches ihm im Fort als Dienſtwohnung zugetheilt war. Die Soldaten hatten das Beiſpiel ihres Anführers befolgt und ſich im Dorfe einquartiert; ſie wohnten hier, wenn ſie nicht auf Wache waren, und dies war ziemlich oft der Fall, denn bis auf fünf bis ſechs Mann, welche abwechſelnd die Wache in der Batterie bezogen, hatten ſie in Neu-Drontheim nicht viel zu thun.

Nach den Holländern kamen die Javaneſen aus Batavia, halb civiliſirte Leute, welche die Laſter der Europäer zugleich mit denen der Wilden hatten; dann betriebſame Chineſen, welche die umliegenden Ländereien bebauten; endlich Malayen von verſchiedenen Stämmen, die von dem Ertrage der Jagd und Fiſcherei lebten. Die weißen Anſiedler waren in der Minderheit; ſie beſtanden aus einigen engliſchen, franzöſiſchen und portugieſiſchen Seeleuten, größtentheils Ausreißern, die ſich durch ihre Verbindung mit eingebornen gelben, olivengrünen oder ſchwarzen Weibern Familien gegründet hatten. Ungeachtet dieſer großen Mannigfaltigkeit in Abſtammung, Sitte und Sprache lebte man ganz friedlich in Neu-Drontheim, und die ſo verſchiedenen Nationalitäten vertrugen ſich ſehr gut unter einander, wenn auch in Privatſtreitigkeiten dann und wann einige Meſſerſtiche ausgetheilt wurden.

Am entlegenſten Ende der Colonie, nämlich zwei bis drei Meilen von dem Fort, erregte ein einſames Haus, welches größer und ſchöner war als alle übrigen, die Aufmerkſamkeit des Fremden. Es ſtand auf einer Art Terraſſe vor einer mit dem vulkaniſchen Gebirgsſyſtem der Inſel zuſammenhängenden Anhöhe. Dank dieſer hohen Lage hatten die Bewohner den giftigen Nebel, der ſich jeden Morgen in der Nähe des Meeres bildet und mehrere Stunden den heißen Sonnenſtrahlen widerſteht, nicht allzuviel zu fürchten. Die Terraſſe war von den Gebäuden, Höfen und Gärten des Pflanzers völlig bedeckt. An den Stellen, wo ſie nicht durch unzugängliche Felſen geſchützt war, ſtanden ſtarke Paliſſaden von Eichenholz und Hecken von Aloe und andern Dornenbüſchen. Man ſtieg in einer Allee von

dichtbelaubten prächtigen Tamarinden, welche in dieſem heißen Lande erquickenden Schatten boten, die Anhöhe hinauf. Am Fuße des Hügels ſah man große Reisfelder, gut beſtellte Aecker und herrliche Pflanzungen, welche zu dem Landgut zu gehören ſchienen.

Am Ende der Allee bemerkte man zuerſt das Haus des Eigenthümers, ein zierliches chineſiſches Gebäude. Abweichend von der Landesſitte, hatte dieſes Haus ein Stockwerk über dem Erdgeſchoß; aber da es von Holz und bloß mit jenem wunderſchönen marmorartigen Mörtel, den nur die Chineſen zu machen verſtehen, bekleidet war, ſo konnte es von Erderſchütterungen nicht viel zu fürchten haben. Schöne Kokosbäume breiteten ihre fächerartigen Kronen über dem Dache aus, und eine mit Blumen und Schlingpflanzen geſchmückte Veranda oder äußere Gallerie erſtreckte ſich über die ganze Vorderſeite. Von dieſer Veranda konnte man nicht nur die Dienſtleute und Taglöhner im Hof und Feld beaufſichtigen, ſondern hatte auch eine weite Ausſicht auf das von einem Urwalde begrenzte Thal, auf den Fluß, die inneren Gebirge, das Dorf Neu-Drontheim, das Fort, die Rhede und den Ocean, deſſen unabſehbare blaue Fläche ſich in der Ferne mit dem Horizont verſchmolz.

Auf beiden Seiten des Hauptgebäudes und hinter demſelben befanden ſich Hütten für die Dienſtleute, geräumige Schoppen zur Bereitung des Indigo und Magazine für Pfeffer, Reis und andere Landesproducte. Die Hütten waren von verſchiedenen Formen, je nach der Abſtammung der Bewohner. Zwei oder drei runde Hütten, Bienenkörben ähnlich, wie man ſie in Congo und Senegambien findet,

beherbergten die ſchwarzen Sclaven, die den Dienſt im Hauſe verſahen. Die Malayen, welche die Büffel und Ziegen hüteten, bewohnten Bambushütten, die nach der Landesſitte auf Pfählen ſtanden. Die für den Ackerbau gedungenen Chineſen krochen Abends in ihre aus Ziegeln aufgemauerten Häuschen, die ſehr hübſch angeſtrichen, aber im Innern von einem, den Kindern des himmliſchen Reichs eigenthümlichen ekelhaften Geruch erfüllt waren. Dieſe Anſiedelung enthielt alſo, wie das Dorf Neu-Drontheim, verſchiedene Menſchenraſſen; aber nichts ſtach gegen dieſe Muſter von untergeordneten Stämmen mehr ab, als die Eigenthümer.

Das Haupt der Familie, welche damals dieſe Pflanzung beſaß, war ein noch junger, großer, wohlgewachſener, kräftiger Europäer; ſein Geſicht war ſchön und einnehmend, ſein ganzes Weſen verrieth höhere Geiſtesbildung. Er nannte ſich Palmer und gab ſich für einen Engländer aus; aber man hatte Gründe zu vermuthen, daß er ſeinen wahren Namen verheimliche und ein Franzoſe ſei. Man glaubte, er habe vormals in der franzöſiſchen, im Jahre 1793 von den Engländern genommenen Stadt Pondichéry gewohnt; denn er war bald nach der Einnahme von Pondichéry auf einem holländiſchen Schiffe von Batavia nach Sumatra gekommen. Niemand mochte ihn indeß über ſeine Nationalität mit Fragen beſtürmen. Palmer war gemeiniglich ſanft und freundlich, oft ſogar ſchwermüthig, aber gelegentlich zeigte er eine Energie und Entſchiedenheit, welche die Neugierigen abſchreckte.

Eliſabeth Palmer, ſeine Frau, war hingegen ohne allen Zweifel eine Engländerin: ſie hatte das blonde Haar,

die zarte, frische Gesichtsfarbe, die schlanken Formen der Töchter Albions, und mit diesen charakteristischen Zeichen angelsächsischen Ursprungs verband sie das Sanfte, Schmachtende der Creolin. Sie war kaum fünfundzwanzig Jahre alt und in voller blühender Schönheit. Durch ihre würdevolle Haltung und gebildete Sprache zeigte sie, daß sie für die feine Welt geboren war; sie hatte das Aussehen einer gesunkenen Größe; sie schien eine in diese Wildniß verbannte Königin der Salons. Elisabeth mochte die Huldigungen der feinen Gesellschaft wohl schmerzlich vermissen, allein sie schien mit ihrem Schicksal zufrieden und widmete sich ganz ihren Pflichten als Gattin und Mutter. Ihr Sohn Eduard, ein schöner zehnjähriger Knabe, und ihr Gatte, der sie vergötterte, ersetzten ihr Alles, was sie verloren hatte. Sie beklagte sich nie; ja diese theuren Wesen fanden immer ein freundliches Lächeln auf ihren Lippen, wenn sie ihr nahe kamen. Trotzdem war nicht zu verkennen, daß zwischen ihr und Palmer ein schmerzliches Geheimniß bestand. Gewisse scheinbar unbedeutende, aber vermuthlich auf die Vergangenheit zurückdeutende Umstände schienen in ihren Herzen peinliche Erinnerungen zu wecken, und die beiden Gatten verbargen sich dann vor einander, vielleicht um im Stillen zu dulden und zu trauern.

Die Familie des Colonisten bestand außerdem noch aus Mistreß Surrey, der Schwester Palmer's, und Anna Surrey, der Tochter dieser Dame. Mistreß Surrey war, wie man sagte, die Witwe eines hohen englischen Beamten, der in einem Scharmützel gegen die Hindu gefallen war. Da sie mit ihrem Kinde allein gestanden, so hatte sie bei ihrem Bruder Schutz gesucht, und Palmer hatte Mutter

und Tochter mit wohlverdienter Herzlichkeit aufgenommen. Miſtreß Surrey hatte die Leitung des Hausweſens übernommen und widmete ſich dieſer Aufgabe mit großer Einſicht und Thätigkeit. Ihre Schwägerin, die liebliche, träumeriſche Creolin, hatte längſt darauf verzichtet, in dieſen Wirkungskreis einzugreifen.

Dafür hatte ſich Eliſabeth die Erziehung ihres Sohnes Eduard und ihrer Nichte Anna vorbehalten. Während ihr Mann draußen die Arbeiter beaufſichtigte, unterrichtete ſie ihren Sohn und ihre Nichte mit Hilfe einiger Bücher, aus denen die Hausbibliothek beſtand in den für das civiliſirte Leben nothwendigen Kenntniſſen. Anna, die drei Jahre älter war als Eduard, hatte einen ſanften Charakter, einen lebhaften Verſtand und lernte mit außerordentlicher Leichtigkeit. Eduard hingegen machte ſehr wenig Fortſchritte und bereitete ſeiner nachſichtigen Lehrerin großen Kummer. Jedes Studium war ihm zuwider; er lief lieber, trotz tauſend Gefahren, in Feld und Wald umher, kletterte auf die Felſen, übte ſich im Bogenſchießen und begleitete die chineſiſchen oder malayiſchen Arbeiter in die Pflanzungen. Vergebens kam Anna, die er zärtlich liebte, die viel über ihn vermochte, der mütterlichen Autorität zu Hilfe, um den faulen Schüler zu beſſern; er verſprach immer fleißig zu werden, vergaß aber bald ſein Verſprechen, um zu ſeinen Unterhaltungen zurückzukehren.

Durch was für traurige Verhältniſſe dieſe gebildete, für das civiliſirte Leben geſchaffene Familie bewogen worden war, ſich in dieſem Menſchenfreſſerlande, mitten in einer gefahrdrohenden Natur anzuſiedeln? Wie der charaktervolle, intelligente Hausvater dazugekommen war, ſeinen

theuren Angehörigen dieſe mißliche, unruhige, bewegte Exiſtenz zu bereiten? Wir werden es bald erfahren.

Es war im September, in der Jahreszeit, wo die trockenen Mouſſons auf der Inſel Sumatra ihrem Ende nahe ſind. An dem Tage, wo dieſe Geſchichte beginnt, war der gewöhnlich ſo reine Himmel dicht bewölkt und die untergehende Sonne war von düſteren, wenn auch noch nicht drohenden Nebeln halb verhüllt. Die Hitze war indeß noch drückend, und Bewohnern unſerer nördlichen Gegend wäre die Temperatur eines dortigen Herbſtes unerträglich geweſen.

Palmer ſtand in Pflanzertracht, mit Strohhut, Jacke und Beinkleidern von Nankin, auf der Veranda ſeines Hauſes und betrachtete durch ein Fernrohr aufmerkſam einen dunklen Punkt, der ſich in der Ferne auf dem Meere zeigte. Neben ihm ſaß Eliſabeth auf einem bequemen Rohrſtuhl; ſie ſchien abgeſpannt und matt. Sie war ganz weiß gekleidet und hatte ſich zum Schutz gegen die Muskitos in einen großen Gazeſchleier gehüllt; aber unter dieſem leichten Stoffe ſah man ihre anmuthigen Formen, ihre zarten Geſichtszüge, ihre Augen, welche voll Liebe und Zärtlichkeit zu ſein ſchienen, wenn ſie auf ihren Gatten gerichtet waren. Die Temperatur war nicht die einzige Urſache dieſer »Morbidezza«, an welcher die ſchöne Creolin litt. Miſtreß Palmer war, wie die übrigen Perſonen ihrer Familie, in Indien geboren, und ſie mußte ſeit ihrer Geburt an die Glut der Tropenländer gewöhnt ſein. Das ſchädliche Klima von Sumatra zeigte indeß ſeine Wirkung an dieſem zarten Körper; Eliſabeth litt oft an einem nervöſen Fieber, gegen welches der holländiſche Arzt zu Neu-Drontheim vergebens

ſeine Kunſt aufgeboten hatte. Sie hatte ſich eben kaum erholt von einem heftigen Fieberanfalle, den ſie in der vorigen Nacht gehabt, obgleich ſie ſich großen Zwang anthat, dem theuren Gatten ihr Uebelbefinden und ihre Schwäche zu verbergen.

Am andern Ende der Veranda ſaß die kleine Anna Surrey auf einem Feldſtuhl und hielt ein Schulbuch in der Hand. Sie war weiß gekleidet wie ihre Tante, und ſie trug ebenfalls einen Gazeſchleier, um ſich gegen die Muskitos zu ſchützen. Aber das hübſche Kind warf den läſtigen Schleier zurück, um Geſicht und Hals frei zu machen, während eine leichte Briſe, die vom Meer her zu wehen begann, in ihren ſeidenartigen Locken ſpielte. Sie hatte ſich auf ihr Buch gebückt und ihre Lippen bewegten ſich lautlos, als ob ſie eine Aufgabe gelernt hätte. Gleichwohl ſchien ſie zerſtreut; man hätte glauben können, eine unbekannte Urſache hindere ſie, mit ihrem gewohnten Fleiß zu ſtudiren. Zuweilen ſah ſie ihre Tante an und ſuchte irgend einem Wunſch der Kranken zuvorzukommen; aber noch öfter warf ſie forſchende Blicke auf die vor dem Hauſe ſich ausbreitende Allee. Offenbar erwartete ſie eine Perſon, die nicht kam, und ihre Unruhe wuchs von Minute zu Minute, obgleich ſie es noch nicht merken laſſen mochte.

Endlich ſchob Palmer ſein Fernrohr zuſammen und ſagte ſeufzend, wie mit ſich ſelbſt redend:

»Das Schiff führt die holländiſche Flagge und fährt eben ohne Zögern um die Runde Inſel. Und Major Grudmann, der Gouverneur der Colonie, zeigt gar keine Beſorgniß. Dieſes Schiff iſt gewiß eines von denen, die in dieſer Jahreszeit von Batavia hier ankommen, um Ge-

würze zu laden. Binnen einer Stunde wird es in den Hafen einlaufen, und wir erfahren endlich Neuigkeiten.«

Obgleich er ein Selbſtgeſpräch zu führen ſchien, erwiederte Eliſabeth mit gezwungenem Lächeln:

»Ei! was kann uns jetzt an Neuigkeiten liegen, wir haben uns ja von der übrigen Welt auf immer losgeſagt! Sei nur darauf bedacht, Richard, deine Ernte an den Capitän des in den Hafen einlaufenden Schiffes zu verkaufen und kümmere Dich nicht mehr um das, was am andern Ende der Welt vorgeht.«

Palmer ſah ſich langſam um und warf einen bekümmerten, forſchenden Blick auf ſeine Frau.

»Von der Welt auf immer losgeſagt!« wiederholte er mit dumpfer Stimme. »Eliſabeth, glaubſt Du es wirklich? Und wenn Du es glaubſt, bricht Dir dann dieſe Gewißheit nicht das Herz?«

»Warum denn, lieber Richard? Geht es uns denn nicht gut hier?«

»Suche mich nicht zu täuſchen, Du ſanftes, gutes Weſen!« ſagte Palmer tiefbewegt. »Es iſt unmöglich, daß Du Dich nicht zuweilen zurückſehnſt nach Allem, was Du verloren haſt, um einem Geächteten, Entehrten in dieſe Einöde zu folgen!«

»Still! ich bitte Dich, lieber Richard!« ſtammelte Eliſabeth, auf Anna deutend.

Dann reichte ſie ihrem Gatten die Hand und fügte leiſer hinzu:

»Ich weiß ja, Richard, wie unverdient dieſe Acht, dieſe angebliche Entehrung iſt. Ich weiß, daß Du der biederſte, hochherzigſte, edelſte Mann biſt, und ich verſichere,

daß ich nicht mit dem mindeſten Bedauern an die Verhältniſſe, in denen wir gelebt, zurückdenke. Seitdem ich geſehen habe, wie falſch, ungerecht und boshaft die Welt gegen Dich war, iſt ſie mir widerlich und verhaßt geworden.«

»Ich glaube Dir, liebe Eliſabeth,« erwiederte Palmer und drückte die ihm dargereichte Hand zärtlich an ſeine Lippen. »Du wünſcheſt nichts mehr, wenn Du nur deinen Mann, deinen Sohn, deine Familie bei Dir haben kannſt. Aber ich, die erſte Urſache unſers gemeinſamen Unglücks, ich darf mich über das Elend und die Gefahren unſerer gegenwärtigen Lage nicht täuſchen. Lieber Engel, dieſes Klima untergräbt deine Geſundheit und führt Dich raſch dem Grabe zu, ich ſehe es. Meine arme Schweſter, die mich ſo lieb hat, verdient ſie auch das traurige Geſchick, zu welchem ſie verurtheilt iſt? Und die liebe Anna und unſer Eduard, welche Zukunft ſteht den armen Kindern bevor, nachdem ſie ihre Jugend in dieſer Verbannung verlebt? Sollen ſie ihr ganzes Leben in dieſer traurigen Einöde zubringen? . . . Eliſabeth, ich muß auf Mittel bedacht ſein, Dich baldigſt aus dieſem ſchrecklichen Lande fortzubringen. Es muß ſein, und ich will es, müßte ich auch mein Leben daranſetzen!«

»Was hoffſt Du denn, Richard, und was gedenkſt Du zu thun?«

»Was ich hoffe und was ich thun werde, weiß ich nicht,« antwortete Palmer traurig; »mein Kopf iſt ein Chaos, wo die Gedanken in wilder Verwirrung ſich durchkreuzen. Ich mache jede Nacht tauſend Entwürfe, die mir Morgens tollkühn oder unſinnig ſcheinen. Ich ſehe überall

nur unüberſteigliche Hinderniſſe. Mit jedem Schiffe, das in dieſer Einöde die Anker wirft, hoffe ich Nachrichten zu erhalten, die ändern werden . . . was vielleicht nicht mehr zu ändern iſt!«

Er zog ſein Fernrohr wieder auseinander und ſchaute auf das Meer.

Eine kurze Pauſe folgte. Miſtreß Palmer war nachdenklich; vielleicht ſann ſie unwillkürlich über die von ihrem Manne ausgeſprochenen ungewiſſen Hoffnungen nach.

Inzwiſchen konnte die kleine Anna ihre Unruhe nicht verbergen; ſie vermochte ihre Aufmerkſamkeit nicht mehr auf das Buch zu richten. Sie hielt die Gelegenheit für günſtig, eine Frage zu wagen; ſie ging leiſe zu Miſtreß Palmer und fragte ſchüchtern:

»Liebe Tante, wo iſt denn mein Couſin Eduard?«

»Er iſt mit der Negerin zur Betelernte gegangen,« antwortete Eliſabeth zerſtreut.

»Sind denn die Betelfelder nicht am Walde?«

»Ja wohl; was willſt Du damit ſagen?«

»Daß es bald dunkel wird, und dann . . .«

Ein Wink der Tante ſchloß dem jungen Mädchen den Mund. Palmer näherte ſich.

»Da läuft das Schiff in den Hafen ein,« ſagte er befangen, »und der Major Grudmann ſchickt ihm ſein Boot entgegen, vermuthlich um die Schiffspapiere holen zu laſſen. Ich will nach Neu-Drontheim hinuntergehen, um endlich zu erfahren was es gibt.«

»Nimm Dich in Acht, Richard,« erwiederte Eliſabeth; »wir haben Urſache zu glauben, daß noch immer nach Dir

geforſcht wird. Niemand weiß, wer ſich auf dem Schiffe befindet, und wenn Du erkannt würdeſt . . .«

»Wer würde mich hier auf holländiſchem Gebiet verfolgen?«

»England führt mit Holland Krieg, und Du weißt ja, wie unverſöhnlich mein ... der Commodore in ſeinem Groll iſt. Er wird Kundſchafter in alle europäiſchen Colonien geſchickt haben, und wenn er deinen Aufenthalt entdeckte, ſo würde er ... ich ſchaudere bei dem Gedanken an die Gefahr, in der Du ſchweben würdeſt!«

»Ach, Eliſabeth,« erwiederte Richard mit düſterem Tone, »wenn es ſich nur um mich handelte, ſo würde der Commodore längſt wiſſen, daß ich, trotz ſeiner Macht, weder ſeinen Haß noch ſeinen Zorn fürchte. Er hat zur Lüge und Verleumdung gegriffen, er hat mich zu Grunde gerichtet, mit Schmach bedeckt; er hat mir und den Meinigen die Pforten der civiliſirten Welt verſchloſſen, und dennoch ... Verzeihe mir, liebe Eliſabeth,« fügte er abbrechend hinzu, als er Thränen in den ſchönen Augen ſeiner Frau ſchimmern ſah; »der Mann, von dem wir ſprechen, iſt dein Vater, ich will es nicht vergeſſen, und wenn er alle Leiden meines Lebens verurſacht hat, ſo verdanke ich ihm auch das geliebte Weib, das mir die Kraft gibt, ſie zu ertragen.«

Er drückte die ſtillweinende Eliſabeth an ſeine Bruſt.

Nach einer kurzen Pauſe fuhr er ruhiger fort:

»Beruhige Dich, Theuerſte; ich will mich an den Hafen begeben, aber ich werde vorſichtig ſein. Wenn ich unten bin, iſt es Nacht; überdies gehe ich zuerſt zum Doctor, um ihn zu einem Beſuch einzuladen, denn Du ſcheinſt

mir unwohl, und ich werde mich unter der Hand bei ihm nach dem eben angekommenen Schiffe erkundigen. Bei ſolcher Vorſicht haben wir keinen Ueberfall zu befürchten.«

Eliſabeth hielt ihn nicht länger zurück, ſie bat ihn nur zärtlich, bald wieder zu kommen. Richard Palmer wollte daher eben die Veranda verlaſſen, um den Spaziergang zu machen, als ein neuer Zwiſchenfall ſeine Aufmerkſamkeit erregte.

Zwei ſchwere Karren fuhren in den Hof. Dieſe von langgehörnten Büffeln gezogenen Karren waren mit eben abgepflückten Betelblättern *) beladen. Einige Diener führten die ziemlich unfügſame Beſpannung, und vor dem erſten Wagen ſchritt mit ſtolzem Anſtande der Chineſe Yaw, der Verwalter Palmer's.

Yaw hatte mit ſeinem gelben, aufgedunſenen Geſichte, mit ſeinen ſchiefgeſchlitzten Augen, ſeinem herabhängenden Schnurbarte, ſeinem kahlgeſchorenen Kopfe und ſeinem unter dem zugeſpitzten Strohhut hervorbaumelnden langen Zopf das Ausſehen jener Figuren, welche das aus China eingeführte Porzellan bei uns populär gemacht haben. Seine ganze Bekleidung beſtand aus kurzen weiten Hoſen und einem blauen Hemd; aber das beſtändige Lächeln ſeines breiten Geſichts machte ihn in den Augen der Europäer vollends lächerlich. Yaw's Charakter war eben ſo wenig anziehend wie ſeine Perſönlichkeit. Wie die meiſten

*) Der Betel iſt ein Kletterſtrauch aus der Familie der Pfefferſträuche; mit Arekanuß und ungelöſchtem Kalke gemiſcht, bilden die Blätter den Siri, ein abſcheuliches Reizmittel, welches unter den Völkern malayiſcher Abſtammung faſt allgemein im Gebrauche iſt und wie Tabak gekaut wird.

ſeiner Landsleute, war der Verwalter der Pflanzung feig, argliſtig, geizig, und er wäre ein ſtarker Opiumraucher geweſen, wenn das Opium nicht ſo theuer geweſen wäre. Yaw war übrigens ein vortrefflicher Landwirth, mäßig und arbeitſam, und dieſe Vorzüge, verbunden mit ſeiner unverwüſtlichen Heiterkeit, machten ſeinen Herrn nachſichtig gegen ſeine angeſtammten Fehler.

Kaum hatte ihn Anna bemerkt, ſo rief ſie ihn haſtig. Der Chineſe näherte ſich wie gewöhnlich ſchmunzelnd und mit geckenhaftem Anſtande. Miß Surrey lehnte ſich nun über das Geländer der Gallerie und fragte ihn in einem unter den Bewohnern der Colonie üblichen, aus verſchiedenen Sprachen zuſammengeſetzten Kauderwälſch nach dem kleinen Eduard und der Negerin Maria.

Der Oelgötze wackelte mit dem Kopf.

»Ja, ja,« erwiederte er. »Yaw hat Eduard und Maria geſehen.«

»Wo waren ſie denn? wohin gingen ſie?« fragte Miß Surrey beſorgt.

»In den Wald. Maria wollte nicht, Eduard wollte. Eduard iſt klein, aber er iſt der Herr, und ſie ſind gegangen.«

»In den Wald!« rief Anna, die Hände faltend. »Hat man nicht unlängſt einen Tiger in der Nähe ſchleichen ſehen?«

»O ja, der Tiger ſchleicht,« ſagte der Chineſe, immerfort lachend; »heute, während wir auf dem Felde arbeiteten, machten ſich die Büffel jeden Augenblick kampfbereit, wie ſie zu thun pflegen, wenn ſie den Tiger wittern, und ſie brüllten und ſchauten nach dem Walde hin.

Yaw fürchtete ſich ſehr, aber viele Büffel ſind ſtärker als der Tiger.«

Die arme Kleine vermochte ihren Schrecken nicht mehr zu mäßigen.

»Onkel Palmer — liebe Tante,« rief ſie, »hört Ihr wohl? — Eduard — der Tiger!«

Aber der Pflanzer und ſeine Frau hatten kein Wort von dieſer Unterredung verloren. Richard war ſchnell umgekehrt und die vorhin ſo ſchwache Eliſabeth war zitternd von ihrem Stuhle aufgeſprungen.

»Mein Sohn — mein Eduard!« rief ſie.

»Still, Eliſabeth! Still, Anna!« ſagte Palmer gebieteriſch, obgleich ſeine Stimme nicht die gewohnte Feſtigkeit hatte. »Es iſt wahrſcheinlich ein Mißverſtändniß. Ich will den Mann befragen.«

Er redete den Chineſen in dem ſeltſamen, unter den Bewohnern von Neu-Drontheim eingebürgerten Kauderwälſch an und richtete einige entſchiedene Fragen an ihn. Yaw antwortete immerfort ſchmunzelnd, er habe vor einer Stunde geſehen, wie Eduard und Maria auf den Wald zugegangen, wo man im Laufe des Tages einen Tiger geſehen habe.

»Verwünſchte Negerin,« murrte der Pflanzer. »Wenn meinem Sohne ein Unglück begegnet, ſo ſoll ſie unter dem Stocke ſterben.«

»Maria wollte nicht in den Wald gehen,« erwiederte Yaw; »aber Eduard lief davon und die Negerin ihm nach.«

»Aber Du, Yaw, hätteſt ihn warnen ſollen, daß es jetzt gefährlich ſei, ſich dem Walde zu nähern.«

»Yaw war weit von ihm, beim Aufladen des Betels. Arbeit iſt Gold, wie der Weiſe ſagt, und der kleine

Eduard iſt eigenſinnig, er würde Yaw nicht angehört haben.«

»Du hätteſt die Beiden mit Gewalt nach Hauſe bringen ſollen. Warum haſt Du meinen Sohn nicht im Walde geſucht?«

»He! he! der Tiger würde Yaw gefreſſen haben.«

»Feige Memme!« rief Palmer entrüſtet, »Du verdienteſt . . .«

Aber ſein Blick fiel auf das beſtürzte Geſicht des Chineſen, und ohne dieſen weiter eines Wortes zu würdigen, verließ er raſch die Veranda.

Er eilte in ein mit Waffen jeder Art angefülltes Cabinet, nahm eine Doppelflinte und ſteckte ein Paar Sattelpiſtolen in den Gürtel. Als er fortgehen wollte, bemerkte er Eliſabeth und Anna, die ihm gefolgt waren.

»Richard, wo willſt Du hin?« fragte Eliſabeth.

»Ich will den Knaben ſuchen. Er hat wahrſcheinlich wieder einen närriſchen Streich gemacht; ſei nur unbeſorgt.«

»Richard, ich will Dich begleiten.«

»Ich auch!« rief die kleine Anna; »ich will Eduard helfen.«

Palmer konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren.

»Da würde ich eine ſchöne Hilfe haben!« ſagte er, die Achſeln zuckend. »Eliſabeth, laß die Thorheiten!« fügte er gebieteriſch hinzu. »Ich hoffe, daß es mit einer tüchtigen Strafpredigt abgethan ſein wird.«

»Nimm wenigſtens die Dienſtleute mit, Richard. Gib ihnen Waffen . . .«

»Bah! Das wäre verlorene Zeit, und es ſind feige

Memmen. Ein Einziger könnte mir etwas nützen, der Malaye Elephantentödter; iſt er im Hauſe?«

»Ach nein, Onkel,« antwortete Anna weinend; »er iſt vor einer kleinen Weile ins Dorf hinuntergegangen, wo ein Hahnenkampf ſtattfinden ſollte. Der andere Malaye, Opiumraucher genannt, hat ſeine Ziegenherde ins Gebirge getrieben.«

»Nun, dann gehe ich allein.«

»Lieber Richard!«

»Lieber Onkel!«

Anna und Eliſabeth umſchlangen ihn. Während er ſich loszumachen ſuchte, that ſich eine innere Thür auf und Miſtreß Surrey trat raſch ein. Die Mutter Anna's war eine Frau von vierzig Jahren, von vortrefflichem Herzen, aber eben ſo gelaſſen und verſtändig, wie Eliſabeth reizbar und zaghaft war.

Palmer ſagte haſtig zu ihr:

»Du weißt, was es gibt, Schweſter. Bleibe bei dieſen armen Weſen und hindere ſie, Unbeſonnenheiten zu begehen. Ich werde den unbeſonnenen Knaben, der die Urſache dieſer Beſtürzung, bald nach Hauſe bringen; ich verſpreche es Euch. Ihr verhaltet Euch ruhig, ich will es!«

Er verließ raſch das Haus und bald ſah man ihn die Allee hinablaufen.

II.

Der Tiger.

Palmer war kräftig, gewandt, muthig; überdies waren derartige Vorfälle nicht sehr selten in seinem bewegten Leben. Er würde daher der Möglichkeit, allein gegen einen furchtbaren Königstiger kämpfen zu müssen, mit Ruhe entgegengesehen haben, wenn er nicht um den unbesonnenen Eduard besorgt gewesen wäre. Aber noch ehe er die Allee verlassen hatte, schickte ihm die Vorsehung einen tüchtigen Helfer in der Person des Malayen Elephantentödter, seines muthigsten und gewandtesten Dieners. Als er eben die Allee verlassen und über die Felder gehen wollte, bemerkte er den Malayen, der mit seiner Tochter nach Hause ging.

Elephantentödter war aus dem Stamme der wilden, kriegerischen Battas, welche das Innere der Insel bewohnen und noch jetzt für Menschenfresser gelten. Aus Gründen, über die er sich nicht erklärte, hatte er einige Jahre vorher seine Heimat verlassen und sich in Neu-Drontheim angesiedelt. Er führte auf Palmer's Pflanzung die Aufsicht über eine Heerde zahmer Büffel, und seine Tochter hatte die Milchkammer zu besorgen. Beide bewohnten eine Hütte auf dem Hofe des Gutes. Die Geschäfte des Ele-

phantentödters waren indeß faſt nur nominell, denn die Büffel arbeiteten faſt immer im Felde, und Abends, wenn ſie heimgetrieben wurden, mußte der andere Malaye, Opiumraucher, der Ziegenhirt, auch die Aufſicht über die Büffel übernehmen.

Das Hauptgeſchäft des Elephantentödters war die Jagd für Rechnung ſeines Herrn. Mit einer langen, ſchweren Flinte bewaffnet, durchſtreifte er die nahen Gebirge; zuweilen drang er in den benachbarten Urwald, um wilde Truthühner, Faſanen und Damhirſche für den Familientiſch zu ſchießen. Er hatte auch einige Elephanten erlegt, und nach der Sitte ſeines Volkes hatte er den Beinamen angenommen, unter welchem er bekannt war. Aber er hatte noch mehr Tiger als Elephanten erlegt, und dieſe Siege hatten ihn unter ſeinen Landsleuten in großen Ruf gebracht.

Die Malayen auf Sumatra ſind nämlich ſehr abergläubiſch; ſie glauben unter anderen, die Seelen ihrer verſtorbenen Vorfahren ſeien in Tigerkörper gefahren; daher nennen ſie dieſe furchtbaren Raubthiere »Ninis« oder Großväter. Mit einem ſolchen Aberglauben müſſen ſie wenig Gefallen an der Tigerjagd finden, denn ſie wähnen in der wilden Beſtie immer einen Ahnherrn zu ſehen. Vergebens werden viele Malayen von den Tigern zerriſſen, der Aberglaube behält die Oberhand, ſie leiſten keinen Widerſtand. Wenn ein Tiger in ein Dorf kommt, ſo ſtellen die thörichten Einwohner Reis und Früchte vor die Thüren, in der Erwartung, daß dieſe Gaben ihren blutdürſtigen Verfolger rühren würden.

Es würde daher einem Malayen verboten sein, den Tiger zu jagen, wenn nicht seine Religion selbst einen Ausnahmsfall festgesetzt hätte, in welchem die Tigerjagd erlaubt ist, nämlich der Fall, wo ein Tiger einen nahen Verwandten des Jägers getödtet hat. Elephantentödter befand sich eben in diesem Falle; seine eigene Mutter war einst, als sie ruhig vor ihrer Thür geschlummert, von einem dieser Ungethüme fortgeschleppt worden. Da die Thatsache keinem Zweifel unterworfen war, so konnte er mit ruhigem Gewissen allen ihm in den Weg kommenden »Großvätern« eine Kugel oder einen vergifteten Pfeil zusenden.

Uebrigens hatte Elephantentödter einen düstern, ungeselligen Charakter. Er war schweigsam, falsch, grausam, rachsüchtig; man hatte ihn nie lächeln sehen, er hatte nie mit Andern ein freundliches Wort gesprochen. Selbst seine Tochter schien kein zärtliches Gefühl in ihm zu wecken; er behandelte sie mehr als Sclavin denn als sein Kind, das Anspruch auf seinen Schutz hatte. Er fand nur Vergnügen an der Jagd auf wilde Thiere, an Raufereien und Händeln, oder auch an Glücksspielen und Wetten. Seine größte Freude waren die den Malayen so theuren Hahnenkämpfe. Er selbst richtete gefiederte Kämpfer ab, und selten begegnete man ihm, ohne daß er einen Kampfhahn unter dem Arm trug. Nur für seinen Kampfhahn fühlte er Mitleid, vorausgesetzt, daß er den Sieg davongetragen hatte; dann verband er ihm die Wunden und pflegte ihn auf das sorgfältigste. War der Hahn aber feig gewesen, so hatte ihn der Malaye in seiner Wuth oft mit dem Messer abgeschlachtet oder mit den Händen zerrissen.

Elephantentödter war kräftig, aber kaum mittelgroß;

ſeine Haut war kupferfarbig, ſeine Stirn ſchmal und niedrig, ſeine Backenknochen ſtanden weit hervor, ſeine tiefliegenden gelblichen Augen funkelten wie die eines Raubthiers. Seine Naſe war platt und aus ſeinem großen Munde, der ſchwarze, ſpitzgefeilte Zähne ſehen ließ, floß beſtändig der durch das Betelkauen erzeugte dicke, blutige Speichel. Seine Kleidung beſtand in kurzen geſtreiften Hoſen und in einer Jacke, deren kurze Aermel den tätowirten Unterarm bloß ließen. Eine Art Schärpe, »Cayan Sarong« genannt, welche wie der ſchottiſche Plaid umgehängt wird, bedeckte die eine Schulter. Ein buntes Tuch war um ſeinen Kopf gewunden, und unter dieſer turbanartigen Kopfbedeckung ragten einige ſtruppige Haarbüſchel hervor. Unterſchenkel und Füße waren nackt. Zwei Kriſſe mit ausgezackten Klingen hingen an ſeinem Gürtel und vollendeten dieſe barbariſche Ausrüſtung.

Seine Tochter, die neben ihm ging, ohne daß er ſie zu beachten ſchien, galt für die reizendſte »Gadiſe« der Colonie. Sie war ſchlank, ſchön gewachſen und ihr Geſicht war ziemlich hübſch, obgleich es die unverkennbaren Merkmale ihres Stammes hatte. Ihr Anzug war nicht unſchön; er beſtand in einer Jacke von geſtreiftem Baumwollſtoff und in einem Baiſchu oder Rock, der über den Hüften durch einen geſtickten Gürtel feſtgehalten wurde; ein Stück durchſichtigen Baumwollſtoffes, »Salendag« genannt, diente als Schärpe oder Schleier. Ihr prächtiges ſchwarzes Haar war nach chineſiſcher Art am Hinterkopfe zuſammengebunden und mit langen Nadeln aufgeſteckt. An den Armen und Beinen trug ſie ſilberne Ringe. So geſchmückt war Elephantentödters Tochter die Königin der Feſte, welche unter

den Malayen zu Neu-Drontheim ſtattfanden. Das gefallſüchtige Mädchen erregte zumal in dem beliebten Schärpentanz große Bewunderung und erhielt deshalb den Beinamen »die Leichtfüßige«, der ihr auch in der Colonie wie auf Palmer's Landgute geblieben war. Leider hatte der Betel, den auch die Malayinnen kauen, große Verwüſtungen in ihrem Munde angerichtet; aber ihre ſchwarzen Zähne waren ein beſonderer Reiz für ihre Landsleute, denn dieſe halten weiße, regelmäßige Zähne für häßlich und nennen ſie »Hundszähne«.

Als Palmer dem Vater und der Tochter begegnete, kamen ſie, wie ſchon erwähnt, von einem Hahnenkampfe, und Elephantentödter trug unter dem Arme ſeinen zerzauſten, blutenden Hahn, der aber aller Wahrſcheinlichkeit nach geſiegt hatte, weil ihn ſein Herr mit Liebkoſungen überhäufte. Auf dem Geſichte des Malayen war noch die heftige Aufregung zu leſen, in die ihn der Hahnenkampf verſetzt hatte, denn Alles, was die Aufmerkſamkeit dieſer wilden Naturmenſchen feſſelt, macht auf ihre lebhafte Phantaſie einen tiefen Eindruck. Von Zeit zu Zeit funkelten ſeine Augen noch in unheimlicher Glut bei der Erinnerung an irgend eine Epiſode des Kampfes, und in ſeinen Mundwinkeln zeigte ſich ein leichter Schaum. Dieſe Erinnerungen waren indeß nur vorübergehend und wichen jetzt dem Ausdrucke des Triumphes und der befriedigten Habſucht. Die »Leichtfüßige« ihrerſeits ſchien den gewohnten Eindruck auf die galanten Zuſchauer gemacht zu haben, denn ſie trällerte eine ſeltſame, aber nicht unliebliche Tanzweiſe.

Als Palmer ſichtbar wurde, ſtand der Malaye ſtill.

Nicht als hätte er ſeinem Herrn einen mit ſeinem unbändigen Naturell im Widerſpruche ſtehenden Beweis der Ehrerbietung geben wollen; aber er ſchloß aus der Haltung des Coloniſten und aus deſſen ſtarker Bewaffnung, daß etwas Außerordentliches vorgefallen ſei, und er fühlte die leidenſchaftliche Neugierde des Wilden. Palmer erzählte ihm mit wenigen Worten, in welcher Gefahr Eduard und die Negerin aller Wahrſcheinlichkeit nach ſchwebten.

Dieſe Kunde rührte den Elephantentödter mehr, als man hätte erwarten können.

»Eduard! . . . der Tiger!« erwiederte er mit gurgelnder Stimme; »ich will meine Flinte holen.«

Und er wollte dem Hof zulaufen. Palmer hielt ihn zurück.

»Deine Flinte!« ſagte der Coloniſt; »es iſt nicht nöthig. Nimm die meinige, denn die Zeit drängt; ich habe an meinen Piſtolen genug.«

Der Malaye beſann ſich keinen Augenblick; er reichte ſeiner Tochter den Hahn und empfahl ihr die ſorgſamſte Pflege des muthigen Thieres; dann nahm er das Gewehr, das ihm Palmer reichte, und Beide gingen querfeldein. Die junge Malayin hüllte den gefiederten Kämpfer in ihren Sarong und ging ſingend auf das Herrenhaus zu. Sie hatte recht gut gehört, daß ihr Vater und ihr Herr einen Tiger, der Eduard und die Negerin vielleicht ſchon zerriſſen hatte, ergreifen wollten; aber dieſes Ereigniß ſchien ihr ſo einfach, daß ſie es nicht einmal der Mühe werth hielt, ihre Heiterkeit zu mäßigen.

Palmer und der Jäger gingen in gerader Richtung durch die Pfeffer- und Indigofelder und die Kokos- und

Brotbaumpflanzungen, um den Wald ſchneller zu erreichen. Sie ſprachen nicht, aber ſie hatten Beide gleiche Ungeduld. Bei dem Elephantentödter war's nicht blos die Kampfesluſt und die Freude an der Gefahr, die ihn aneiferte, er hatte Eduard wirklich lieb, inſofern dieſer eiſerne, rohe, allen ſanften Gefühlen fremde Menſch eine Zuneigung gegen Jemand haben konnte. Nicht als ob das Gemüth des wilden Batta durch die natürliche Anmuth und Lebhaftigkeit des Knaben und durch deſſen Zärtlichkeit gegen Eltern und Verwandte gerührt worden wäre; derlei Eigenſchaften konnten nicht den mindeſten Eindruck auf ihn machen; er würde ganz gleichgiltig die anmuthige Miſtreß Palmer, die gute Miſtreß Surrey oder die ſchüchterne Anna in den Klauen des Tigers geſehen haben; was ihm an dem Sohn ſeines Herrn gefiel, waren die Fehler.

Wie ſchon erwähnt, war Eduard, obſchon gut von Herzen, unbändig, unfolgſam, verwegen; er fand großen Gefallen an Leibesübungen, an Waffenſpiel, an tollen Streichen. Alles dies machte dem Elephantentödter große Freude; er fand in dem unbändigen Knaben die Eigenſchaften, die nach ſeiner Meinung einen tapfern Krieger verſprachen. Ueberdies theilte Eduard die Vorliebe des Malayen für die Hahnenkämpfe; er ſuchte durch alle möglichen Mittel die Erlaubniß zum Beſuch dieſer Volksfeſte zu erlangen, und er hatte dem Jäger einige Monate vorher einen jungen Hahn von ſeltener Art geſchenkt, den er von dem Major Gundmann, dem Gouverneur der Inſel, erhalten hatte, und dieſer Hahn hatte ſein Leben ehrenvoll auf der Wahlſtatt gelaſſen. Ein ſolches Geſchenk hatte den düſtern Batta mehr erfreut, als eine Handvoll portugieſiſcher

Piaſter oder indiſcher Rupien, und ſeine Zuneigung zu ſeinem jungen Herrn hatte mit ſeiner Freude über den Muth des Hahnes zugenommen.

Ohne ſtillzuſtehen ließ der Coloniſt von Zeit zu Zeit einen lauten Ruf erſchallen, aber er erhielt keine Antwort. Die Nacht brach an und die Felder fingen an menſchenleer zu werden. Die Arbeiter gingen nach Hauſe und die Kunde von der Ankunft eines Schiffes mochte ihre Rückkehr nach Neu-Drontheim wohl beſchleunigt haben. Ueberdies war man dem Walde nahe, und dieſe Nähe ſchien in der Abenddämmerung beſonders gefährlich.

Der Wald hatte in der That gar keine Aehnlichkeit mit den Wäldern des alten Feſtlandes, und er rechtfertigte in vollem Maße die Furcht, die man vor ihm hatte. Niemand kannte ſeine Ausdehnung, man wußte nur, daß Leute, die ſich in dieſem Urwalde verirrt hatten, Monate lang keinen Ausweg gefunden hatten. Im Grunde war er ſammt den hohen Gebirgen, welche die Colonie im Halbkreiſe umgaben, ein Motiv der Sicherheit für die Bewohner von Neu-Drontheim, denn die im Innern der Inſel wohnenden wilden Völkerſchaften konnten dieſe gewaltige Schranke nicht überſchreiten; und in dieſen Ländern, wo Alles des Menſchen Feind iſt, hat man den Menſchen am meiſten zu fürchten. Aber dieſer Vortheil wurde durch zahlloſe Unannehmlichkeiten und Gefahren aufgewogen.

Die ſchädlichen Dünſte, welche ſich unter dieſem dichten Laubdach, unter verfaulten Baumſtämmen und verrottetem Laube, auf dem ſumpfigen Boden bildeten, tragen zur Ungeſundheit der Gegend weſentlich bei. Dazu kommen die vielen Raubthiere, welche aus dieſem Walde hervor-

kommen, um Beute zu machen oder die Pflanzungen zu verwüsten. Bald werden die Felder von einem Rhinoceros oder von einem Rudel wilder Elephanten zertreten; bald plündert eine Schaar großer und kleiner Affen die Obstbäume in den Gärten; bald streift ein Tiger in den Pflanzungen umher und zerreißt unvorsichtige Spaziergänger oder Arbeiter; bald wird ein Hausthier von einer Riesenschlange umschlungen und verzehrt.

Oft griffen die Ansiedler zu den Waffen, um die wilden Bestien zu erlegen und die Wiederholung der Verwüstungen zu verhindern; aber der Wald war voll von Schlingpflanzen und Dornenbüschen, von umgestürzten Baumstämmen und Morästen; die kundigsten Leute mochten sich kaum ein paar Meilen von den angebauten Feldern entfernen. Nur am Saume des Waldes standen die Bäume minder dicht und es waren einige betretene Pfade vorhanden, denn die Ansiedler hatten hier viel Holz für ihre Bauten gefällt. Aber diese lichten Stellen erstreckten sich nicht sehr weit, und die üppige Tropenvegetation sorgte täglich für den Nachwuchs. Wenn man einige hundert Schritte gegangen war, verschwand der Pfad und man befand sich in furchtbarer Waldeseinsamkeit, welche nur von wilden Thieren bewohnt war; der Tod unter allen Gestalten bedrohte beständig den Tollkühnen, der weiter vorzudringen wagte.

Dies war der gefährliche Wald, in welchen man den Knaben und die Negerin hatte gehen sehen. Palmer und der Malaye wiederhalten von Zeit zu Zeit ihren Ruf, den nur das Echo des Waldes beantwortete. Endlich hatten sie die Freude, Stimmen im Walde zu hören.

»Das ſind ſie!« ſagte der Coloniſt tiefaufathmend. »Gott ſei gelobt! wir kommen noch zur rechten Zeit.«

Aber dieſe Hoffnung war voreilig. Als Palmer kaum dieſe Worte geſprochen hatte, gingen die fernen Stimmen plötzlich in ein ängſtliches Geſchrei über und wurden durch ein furchtbares Gebrüll übertönt. Richard und ſein Begleiter machten ihre Waffen ſchußfertig. Der Coloniſt erblaßte; er hatte gleich nach dem Angſtruf ſeines Sohnes das Gebrüll des Tigers erkannt.

»Geſchwind weiter!« ſagte er.

Sie liefen ſo ſchnell als ſie konnten; aber bald ſahen ſie die Negerin Maria, die den kleinen Eduard auf dem Arme trug, in raſcher Flucht herbeieilen. Beide ſchrien vor Entſetzen, als ob ſie von einem unſichtbaren Feinde verfolgt würden.

Als die junge, ſtarke Negerin, deren Kleider zerriſſen und deren Kräfte erſchöpft waren, ihren Herrn erblickte, hielt ſie ihm den Knaben entgegen und ſagte mit bebender Stimme:

»Nehmen Sie ihn ... retten Sie ihn! ... dem kleinen Maſſa iſt nichts geſchehen.«

Dann ſank ſie faſt ohnmächtig zu Boden.

Der Coloniſt machte eine Bewegung, um ſich zwiſchen ſeinen ſo wunderbar wiedergefundenen Sohn und den Theil des Waldes, wo er das Brüllen des Tigers gehört hatte, zu ſtellen; aber ſchon hatte Elephantentödter dieſen Poſten eingenommen, und ſein ſcharfes Auge ſpähte unter dem dunklen Laubdach des Waldes, wo jetzt Todesſtille herrſchte.

Eduard Palmer, der allerliebſte kleine Dämon, war

gewandt, ſtark und groß für ſein Alter. Die freie Bewegung hatte ſeine Gliedmaßen gekräftigt, das heiße Klima ſeine Entwicklung gefördert. Sein volles, regelmäßiges Geſicht war von der Sonne gebräunt, ſein lebhaftes ſchwarzes Auge gab ihm einen für ſein Alter ungewöhnlich intelligenten Ausdruck. Sein ſehr einfacher Anzug beſtand in weiten Beinkleidern und einem kurzen Rock von weißem Calicot; ein geflochtener Binſenhut wurde durch eine Schnur feſtgehalten. Einige ſtumpfe eiſerne Pfeile ſteckten in ſeinem blauſeidenen Gürtel. Gewöhnlich machte er haſtige, ungeſtüme Bewegungen, denen ſeine raſche, lebhafte Rede entſprach; aber in dieſem Augenblicke ſchien der muthwillige Knabe ganz beſtürzt: vielleicht war er noch betäubt von der Schnelligkeit, mit der ihn die Negerin fortgeſchleppt hatte, oder er hatte wirklich das Bewußtſein einer großen Gefahr.

Sein Vater vermochte ſeine Freude nicht zu mäßigen, als er den Knaben geſund und wohlbehalten wieder fand; er drückte ihn an ſeine Bruſt und küßte ihn zärtlich.

»Du böſes Kind,« ſagte er mit dem Tone des Vorwurfs; »welche Angſt haſt Du uns gemacht! Haſt Du denn gar kein Mitleid mit deiner Mutter und mit mir?«

Eduard antwortete nur durch Erwiederung ſeiner Liebkoſungen.

Elephantentödter, der dem Sohne ſeines Herrn ſo bereitwillig zu Hilfe geeilt war, ſchaute nicht mehr in das Innere des Waldes; auf ſein Gewehr gelehnt, betrachtete er ruhig dieſe rührende Scene. Aber er hatte kein Wort, keine Liebkoſung für den kleinen Liebling, den er vor einer Weile verloren geglaubt hatte. Er ſpie nur ein großes Stück

Betel aus, zog ſeine Siribüchſe hervor, nahm eine friſche Doſis heraus und ſteckte ſie mit ſichtbarem Behagen in den Mund. Dies war vielleicht ſeine Art, ſeine Freude zu erkennen zu geben und ſeiner Herrſchaft wegen der überſtandenen Gefahr Glück zu wünſchen.

Palmer ſtellte den Knaben auf die Füße und warf einen ernſt verweiſenden Blick auf die Negerin, die im Graſe ſaß und kaum ihrer Sinne mächtig war.

»Maria,« ſagte er zu ihr, »weißt Du wohl, daß Du eine harte Züchtigung verdienſt für dieſen Mißbrauch unſeres Vertrauens?«

»O, Herr, mein guter Herr, ich nicht. Er, der kleine Maſſa Eduard.«

Der Knabe nahm ſehr bereitwillig Partei für die Negerin.

»Papa,« ſagte er, »zürne der armen Maria nicht: ſie iſt nicht ungehorſam geweſen, ſondern ich, ich allein. Höre nur. Die Mama hatte uns erlaubt, auf das Betelfeld zu gehen. Ich nahm Bogen und Pfeile mit, um auf die Vögel zu ſchießen, die den Reis freſſen. — Aber wo iſt denn mein Bogen?« fügte der Knabe hinzu und ſah ſich um; »ich habe ihn gewiß im Walde fallen laſſen . . .«

»Er wird ſich ſchon wieder finden,« unterbrach Palmer ungeduldig, »oder Du bekommſt einen andern.«

»Ich habe nie einen ſo großen und guttreffenden Bogen gehabt. — Wir kamen alſo in die Pflanzungen,« ſagte der Knabe, in ſeiner Erzählung fortfahrend. »Während ich die Vögel in den Reisfeldern ſuchte, trafen wir den Neger Darius, Du weißt doch? Deinen Kammerdiener, der immer mit Maria ſpricht.«

Die Negerin würde dieſe Bemerkung wahrſcheinlich nicht gemacht haben, denn ſie ſchlug ihre großen Augen auf und ſeufzte tief. Eduard fuhr fort:

»Darius fing an mit Maria zu plaudern und dann ſagte er zu mir: »Maſſa Eduard, haben Sie die große Blume geſehen, die drüben im Walde unter dem alten Bombax ſteht? Sie iſt ſo groß, daß Sie darin ſchlafen könnten, ohne ſie anzufüllen.« Ich wollte die große Blume ſehen und ſagte es zu Maria, aber Maria wollte nicht. Ich lief fort, ſie rief, aber ich lief ſchneller. Ich wußte, wo der Bombax iſt und wollte die große Blume ſehen. Maria fing auch an zu laufen, aber ich lief ſchneller als ſie; ich kam an den Chineſen mit den beladenen Karren vorbei und lief in den Wald.«

»Und keiner dieſer Spitzbuben ſagte Dir, daß ſich heute ein Tiger am Saume des Waldes gezeigt?«

»Ah! man wußte alſo, daß ein Tiger da war? Ich wußte es nicht und Maria auch nicht. Darius wollte uns folgen, aber Maria wurde böſe und ſchickte ihn zurück. Sie ging mit mir in den Wald, aber ich verſteckte mich. Ich wollte durchaus die große Blume ſehen und ich hoffte, daß Maria, des Suchens überdrüſſig, umkehren werde; aber ſie kehrte nicht um, ſie ſuchte mich und rief meinen Namen. Als ſie ziemlich weit von mir war, ſprang ich auf, um zu dem Bombax zu gehen, und ich fand die große Blume. Nun erſt gab ich Antwort. Maria weinte. — Komm', Maria, daß ich Dich küſſe,« fügte der Knabe hinzu und ſchlang ſeine Arme um den Hals der Negerin; »es thut mir leid, daß ich Dir ſo viel Angſt gemacht habe.«

Palmer hörte aufmerkſam zu; er ſah wohl, daß die

Negerin keine Schuld hatte, und er fragte mit ſanfterem Ton:

»Maria, iſt das wahr?«

Die Negerin ſchien ſehr erfreut über Eduards Beredſamkeit und hörte ihm mit offenem Munde zu; ſie antwortete halb lächelnd, halb weinend:

»Maſſa Eduard ſpricht beſſer als Maria, aber es iſt Alles wahr. Und kleiner Herr nichts geſagt vom Tiger.«

»Ja, ja,« erwiederte der Coloniſt bei dieſer Erinnerung ſchaudernd, »der Tiger muß Euch verfolgt haben, denn ich habe ſein Brüllen gehört; wie ſeid Ihr ihm entkommen?«

»Ja, es iſt wahr,« ſagte Eduard ſo unbefangen, als ob er nur ein unbedeutendes Abenteuer beſtanden hätte. »Während wir die große Blume bewunderten, zeigte ſich der Tiger im Gebüſch, einige Schritte von uns, und ich war ſehr erſchrocken, obgleich es ein ſchönes Thier iſt. Maria fing an zu ſchreien, und ich ſchrie auch, aber der Tiger wurde noch lauter als wir. Er wollte eben auf uns losſpringen, als ein behaarter und ſehr häßlicher Kerl auf einmal unter dem Bombax erſchien und mit einem dicken Stock, den er in der Hand hielt, auf den Tiger losſchlug. Aber ich konnte den Kampf nicht ſehen, denn Maria hob mich auf und trug mich, aus allen Kräften laufend, fort. Dabei habe ich wahrſcheinlich meinen Bogen verloren, aber ich werde ihn ſchon wieder finden.«

Palmer ſchien höchſt erſtaunt.

»Iſt das wirklich wahr?« fragte er die Negerin; »ein Mann ſollte ſo tollkühn ſein, einen Tiger mit einem Stock anzugreifen! Der Unglückliche muß zerriſſen ſein.«

»Nein, nein, Maſſa; ich glaube, daß der Tiger todt iſt.«

»Ein Tiger mit dem Stock todtgeſchlagen! Das iſt Unſinn. Wer iſt denn der Mann, der dieſen tollen Streich gemacht hat? Kennſt Du ihn?«

»Nein, Herr; aber er war ſehr groß und ſtark. Es war einer von Denen, die nicht ſprechen.«

Palmer verſtand nicht, was die Negerin meinte, und er beſtürmte ſie mit Fragen. Sie erklärte wiederholt, ihr Retter ſei einer von den Menſchen, die nicht ſprechen können oder nicht ſprechen wollen.

»Und ſehr häßlich war er!« ſetzte Eduard erklärend hinzu.

Der Coloniſt ward nachdenklich und ſuchte ſich vergebens dieſes ſeltſame Abenteuer zu erklären. Endlich wandte er ſich zu dem Elephantentödter, der ganz ruhig ſeinen Betel kaute, und fragte ihn, ob er willens ſei, ſeine Jagd fortzuſetzen.

»Der Nini todt,« erwiederte der Malaye gleichgiltig.

»Todt! Woher weißt Du das?«

Der Malaye erklärte ihm mit kurzen Worten, daß das Gebrüll, welches ſie vor einer Weile gehört, in ein klägliches Winſeln übergegangen ſei und dann plötzlich aufgehört habe; daraus ſei zu ſchließen, daß die wilde Beſtie plötzlich die Kraft verloren. Palmer kannte ſeinen Begleiter zwar als einen erfahrenen Jäger, aber er ſchüttelte doch zweifelnd den Kopf.

»Nun, wir wollen ſehen, wie es iſt,« erwiederte er; »wir müſſen auch darauf bedacht ſein, die Beſtie, die ſich ſo nahe bei meinem Hauſe umhertreibt, zu erlegen. Elephantentödter, wir ſind gut bewaffnet, und wir wollen uns überzeugen, ob der Tiger wirklich nicht mehr zu fürchten iſt. —

Du, Maria,« ſagte er zu der Negerin, »gehe geſchwind mit Eduard nach Hauſe und laß ihn nicht wieder entwiſchen. Halte Dich unterwegs nicht auf, denn die Damen, zumal meine arme Eliſabeth, müſſen in großer Angſt ſein.«

Maria, die ihrer Herrin mit inniger Zuneigung ergeben war, gehorchte bereitwillig und nahm Eduard bei der Hand, um ihn nach Hauſe zu führen; aber der eigenſinnige kleine Menſch weigerte ſich ſtandhaft.

»Nein, nein,« ſagte er; »ich bin jetzt bei Papa und habe nichts mehr zu fürchten. Ich will die große Blume und den häßlichen Mann, der den Tiger erſchlagen hat, noch einmal ſehen. Ich muß auch meinen Bogen ſuchen. Nicht wahr, lieber Papa, Du erlaubſt mir, Dich und meinen Freund Elephantentödter zu begleiten?«

Palmer ſuchte dem eigenſinnigen Knaben zuzureden; aber da es ihm nicht gelang, ſo beſchloß er ihn bei ſich zu behalten und Maria allein nach Hauſe zu ſchicken. Er brauchte einen Führer, um den Kampfplatz aufzufinden, und Eduard konnte dieſen Dienſt verſehen. Ueberdies nahm er den Knaben, der lieber gegangen wäre, aus Vorſicht auf den einen Arm, und in die andere Hand nahm er ein Piſtol. Als er dieſe Vorkehrungen getroffen hatte, ſchickte er Maria mit der Weiſung fort, der Dame vom Hauſe ſeine baldige Rückkehr anzuzeigen. Dann ging er, von dem Elephantentödter gefolgt, tiefer in den Wald.

Obgleich dieſer Theil des Waldes nicht ſehr dichtbewachſen war, ſo wurde es doch ſchon dunkel unter den ſich weit ausbreitenden, ſtark belaubten Baumäſten, und es herrſchte feierliche Stille. Das mindeſte Geräuſch, das Kniſtern eines trockenen Zweiges unter den Füßen der Jäger,

der Flügelſchlag eines zum Neſt fliegenden Vogels weckte ein dumpfes, ſchauerliches Echo. Der Knabe zeigte den geſuchten Baum. Aber ſein ſonſt ſo geſchwätziger Mund verſtummte, als ob dieſe tiefe Waldeseinſamkeit ſelbſt auf ſein unbändiges, leichtſinniges Naturell einen Eindruck gemacht hätte. Der Erdboden war mit Cactus und rieſigem Farnkraut bewachſen, und hier und da verſperrte ein umgeſtürzter Baumſtamm den Weg. Palmer ging langſam, ſeinen Sohn feſt an ſich drückend, und betrachtete forſchend jeden Strauch. Der Malaye ſelbſt war auf ſeiner Hut; er hatte den Griff ſeines kurzen gezackten Schwertes aus den Falten ſeines Gewandes gezogen und ſeine Doppelflinte ſchußfertig gemacht; er beobachtete aber nicht, wie ſein Herr, den Erdboden, ſondern die Baumwipfel, als ob er fürchtete, daß von da die Gefahr kommen werde.

Man befand ſich bald unter dem alten Bombax, wo die noch unerklärte Rettung des Knaben und der Negerin ſtattgefunden hatte. Dieſer Baum hatte eine Größe, von der man ſich in unſeren nördlichen Gegenden keinen Begriff machen kann. Der in Oceanien einheimiſche Bombax iſt der Rivale des berühmten Baobab von Senegambien, des größten Baums der Welt; und er hat, wie die Indier behaupten, eine ſolche Höhe, daß der von dem kräftigſten Bogenſchützen abgeſchoſſene Pfeil den Gipfel nicht erreicht. Der in Rede ſtehende Bombax war beſonders merkwürdig; ſein Gipfel ſchien in die Wolken zu reichen, und die Natur hatte vielleicht zehn Jahrhunderte gebraucht, um einen ſolchen Rieſenbaum hervorzubringen. Die Coloniſten, welche ringsum Holz gefällt hatten, mochten ihn nicht fällen: die Arbeit war ihnen zu ſchwierig und gefährlich geweſen.

Vielleicht waren die Holzhauer auch durch den prachtvollen Wuchs, durch die Gleichförmigkeit der Aeſte, die ihm den Namen »Paraſolbaum« erworben, durch die prächtigen Blüthenbüſchel und den ſich aus dieſen entwickelnden koſtbaren ſeidenartigen Faſerſtoff bewogen worden, ihn zu ſchonen. Die ſtattlichſten Palmen waren neben dieſem Rieſenbaum nur Geſträuche, und er allein zog als König des Waldes den Blick auf ſich.

In ſeinem Schatten ſtand indeß ein anderes, nicht minder merkwürdiges Gewächs, das ihm in anderer Hinſicht den Vorrang hätte ſtreitig machen können: nämlich die coloſſale Blume, welche die Neugierde Eduards erregt hatte. Die Malayen nennen ſie Krubul. Sie hatte weder Blätter noch Stängel und ruhte auf dem Erdboden; ſie war weißlichviolett; jedes Blatt des rieſigen Kelches war länger als einen Fuß und die ganze Blume hatte mehr als zehn Fuß im Umfange. Leider hatte dieſe Blume einen unangenehmen Geruch; Gott, der ihr die Größe und Schönheit gegeben, ſchien minder begünſtigten Pflanzen den lieblichen Duft vorbehalten zu haben. *)

Als Eduard dieſes botaniſche Phänomen erblickte, wurde er wieder redſelig und ſuchte ſich aus den Armen ſeines Vaters loszumachen, vielleicht um ſich auf den rieſigen Blumenblättern des Krubul wie auf einer Atlasdecke zu wälzen. Palmer würde unter anderen Verhältniſſen gewiß

*) Die Pflanze, von der hier die Rede, iſt die Rafflesia Arnoldi, die größte bekannte Blume; ſie findet ſich auch auf Java. Es verſteht ſich, daß wir alle in dieſer Geſchichte enthaltenen naturhiſtoriſchen Schilderungen mit möglichſter Genauigkeit angeben werden. E. B.

nicht ermangelt haben, dieſes prachtvolle Muſter der Flora von Sumatra zu bewundern; aber er fürchtete eine Gefahr, und nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Blume geworfen hatte, fuhr er in ſeiner Beobachtung der nahen Gebüſche fort. Elephantentödter ſchien ſich um die Dinge vor ſeinen Füßen gar nicht zu kümmern; er betrachtete forſchend die Aeſte des alten Bombax, die ſich wie eine Laubpyramide über ſeinem Kopfe erhoben.

Plötzlich gab Palmer ein Alarmzeichen. In einer durch zwei hervorſtehende Wurzeln gebildeten Vertiefung bemerkte er einen gewaltigen Tiger, der ſich niedergedrückt hatte, als ob er ſich zum Sprunge rüſtete. Er drückte den Knaben feſt an ſich und wollte ſein Piſtol abdrücken; aber der Malaye ſagte gelaſſen:

»Es iſt nicht der Mühe werth. Ich hatte Recht; der Nini iſt todt.«

Er ſchritt auf den regungsloſen Tiger zu und kehrte ihn mit dem Fuße um.

Es war ein gewaltiges Thier, das mit den mageren, lungenſüchtigen Tigern in unſeren Menagerien nur ſehr geringe Aehnlichkeit hatte; man ſchauderte unwillkürlich, wenn man den großen Kopf, die noch funkelnden Augen, die breiten Tatzen mit den ſcharfen Krallen anſah. Das ſchön geſtreifte Fell ſtach prächtig ab gegen die rauhen Wurzeln, und Eduard, dem der beruhigte Vater endlich wieder die freie Bewegung geſtattete, ſtreichelte mit ſeinen Händchen das weiche Fell. Der Körper war noch warm, aber er regte ſich nicht, und trotz der zähen Lebenskraft aller Thiere aus dem Katzengeſchlecht ſchien der Tiger vom Donner gerührt.

Palmer wußte ſich dieſen augenblicklichen Tod noch immer nicht zu erklären. Der Malaye rieth ihm, die Hand auf den Rücken des Tigers zu legen, und er fühlte durch das Fell, daß das Rückgrat völlig zerſchmettert war. Dann zeigte Elephantentödter auf den Kopf des Thieres; die dicke, harte Hirnſchale war dergeſtalt zermalmt, daß Schädel und Gehirn einen blutigen Brei bildeten. Endlich zeigte er dem Coloniſten einen dicken Aſt, der neben dem Tiger lag und das Todeswerkzeug geweſen zu ſein ſchien. Es war eine ſchwere Keule von Eichenholz, und war gleichwohl in Folge des heftigen Schlages zerbrochen.

Palmer, der nun nicht mehr zweifeln konnte, ſagte höchſt erſtaunt:

»Ich kann nicht glauben, daß ein Menſch ſolche Streiche führen konnte; keine Menſchenkraft kann einen Königstiger in dieſer Weiſe erſchlagen.«

»Orang-Utang,« antwortete der Malaye lakoniſch.

Dieſes Wort war für den Coloniſten ein Lichtſtrahl. Er erinnerte ſich der wunderbaren Erzählungen von der Kraft, Gewandtheit und Klugheit des großen Affen, der von den Malayen Orang-Utang *) genannt wird. Er verſtand endlich, was die Negerin gemeint hatte mit der Verſicherung, der Tiger ſei von einem »nichtſprechenden Menſchen« erſchlagen worden; denn für die Neger wie für die Malayen ſind die Schimpanſe und die Orangs auf Borneo und Sumatra nichts als faule Menſchen, die ſich in die Wälder geflüchtet, um nicht arbeiten zu müſſen. Palmer

*) Orang-Utang, oder vielmehr Hutang, bedeutet in der Malayenſprache »Waldmenſch«.

hatte ſchon oft gehört, daß ſich Orangs in der Gegend aufhielten, aber es war das erſte Mal, daß ſich einer derſelben in unmittelbarer Nähe von Neu-Drontheim zeigte. Die Anweſenheit dieſer großen Affen war übrigens keineswegs erwünſcht, denn in den unermeßlichen Urwäldern ſind ſie noch furchtbarer als Tiger, Elephanten und Rhinocerosse. Der Orang allein fürchtet keines dieſer Ungethüme, und er jagt ihnen wie dem Menſchen einen gewaltigen Schrecken ein.

»Was!« ſagte Palmer höchſt erſtaunt, »ich verdanke einem Orang-Utang das Leben meines Sohnes!«

»Ein Orang-Utang!« rief Eduard; »den möchte ich ſehen. Ich hatte nicht Zeit ihn genau zu beobachten; Maria ſchleppte mich ſo geſchwind fort. Er iſt häßlich, aber nicht böſe, er hat ja den Tiger erſchlagen, der uns zerreißen wollte. Ich will den Orang-Utang ſehen.«

Aber Palmer wußte nun, warum der Malaye immer auf die Bäume ſchaute, und er vermuthete, daß der Beſieger des Tigers nicht weit entfernt ſei. Es war im Walde bereits ziemlich dunkel, und der Orang iſt am meiſten zu fürchten, wenn er unſichtbar bleibt. Der Jäger ſinkt oft plötzlich mit zerſchmettertem Schädel zu Boden, ohne daß er die Nähe des unglaublich ſtarken Feindes ahnte. Palmer wußte es, und ſeine Vaterſorge wurde wieder wach. Er nahm Eduard wieder auf den Arm und ſagte leiſe zu ihm:

»Armes Kind, Du weißt nicht, was Du verlangſt. Wenn die Geſchichten, die man erzählt, wahr ſind, ſo wünſche nie, dieſes furchtbare Thier in der Nähe zu ſehen.«

»Was! Papa, iſt's denn wirklich ein Thier?« fragte

der Knabe verwundert; »Maria ſpricht immer von den Orangs, und ſie verſichert . . .«

»Achtung!« ſagte der Malaye hinter ihnen.

Sie ſahen ſich raſch um. Elephantentödter zeigte auf einen Gegenſtand, der ſich ziemlich hoch auf dem alten Bombax befand.

»Dort . . . dort,« ſagte er leiſe; »ſehen Sie ihn?«

Aber Vater und Sohn hatten kein ſo ſcharfes Auge, daß ſie in ſolcher Höhe in der Dämmerung etwas hätten unterſcheiden können. Ueberdies irrten ihre Blicke, trotz der Andeutungen des Malayen, in dem Labyrinth der Zweige und des Laubwerkes des Rieſenbaumes umher. Endlich wurde ihre Aufmerkſamkeit durch eine raſche Bewegung im Laube und durch ein dumpfes Knurren gefeſſelt.

Zwiſchen zwei dicken Aeſten erſchien unter dem noch klaren Himmel ein wildes bärtiges Geſicht mit funkelnden Augen. Der Körper war im Laube verſteckt; man ſah nur das große regungsloſe Geſicht, deſſen Augen jede Bewegung der unten ſtehenden Perſonen beobachteten und ſie zu bedrohen oder herauszufordern ſchienen. Elephantentödter ſchlug ſein Gewehr an; aber Palmer faßte den Flintenlauf und ſagte gebieteriſch:

»Schieß nicht, ich verbiete es Dir. Wie gefährlich dieſer Orang auch ſei, er hat meinem Sohne und ſeiner Begleiterin das Leben gerettet. Ich will nicht, daß ihm etwas zu Leide geſchehe.«

»Ich auch nicht,« ſagte Eduard, in die Hände klatſchend; »meinem Orang-Utang ſoll nichts zu Leide geſchehen!«

Vielleicht würde der Befehl von Vater und Sohn den

Entſchluß des halsſtarrigen Malayen nicht wankend gemacht haben; er fuhr zornig auf, als ſein Herr das Gewehr faßte; aber er bezwang ſich und erwiederte:

»Ich wollte nicht ſchießen, ſondern dem Orang nur einen Schrecken einjagen. Er iſt zu hoch und das Gewehr zu klein. Ich werde wiederkommen und meine lange Flinte, meine Lanze und meine vergifteten Pfeile mitbringen.«

»Ich verbiete es Dir,« wiederholte Palmer mit Nachdruck. »Merke wohl, Elephantentödter: wenn Du jetzt oder ſpäter Jagd machſt auf dieſen Affen, der mir einen ſo großen Dienſt erwieſen hat, ſo wirſt Du ſehen, daß ich Dich trotz deines Muthes und deiner Kraft zu züchtigen wiſſen werde.«

Der Malaye konnte die Großmuth ſeines Herrn nicht begreifen; aber er ſchwieg und fügte ſich.

»Wir haben hier nichts mehr zu thun,« fügte Palmer hinzu; »wir wollen uns daher ſchnell nach Hauſe begeben. Ich bin nicht ruhig, ſo lange als ich meinen Eduard im Bereich dieſes Orang weiß. Reize ihn nicht, Elephantentödter, es könnte gefährlich ſein, uns mit ihm einzulaſſen.«

Der Jäger theilte vielleicht dieſe Meinung, aber die Gefahr des Unternehmens war ein Reiz mehr für ihn.

»Der Tiger gehört Dir,« ſagte Palmer. »Morgen früh kannſt Du ihn mit einem deiner Cameraden holen. Der Doctor Van Stetten, der ein Naturforſcher iſt, wird Dir mehr als eine ſchöne Rupie für das Fell geben. Jetzt fort!«

Dieſes Geſchenk beſänftigte den Malayen und veränderte ſeinen Ideengang. Elephantentödter verſuchte das gewaltige Thier auf ſeine Schultern zu laden, aber er ver-

mochte es nicht. Er ließ den Tiger daher liegen und nahm ſich vor, ihn ſpäter zu holen.

Der muthwillige Eduard wollte noch nicht nach Hauſe; er wollte ſeinen verlorenen Bogen ſuchen. Aber die in den Tropenländern ſo kurze Dämmerung war zu Ende und die Sterne begannen am Himmel zu funkeln. Abgeſehen von der Nähe des furchtbaren Orang-Utang war es zu gefährlich, länger im Walde zu verweilen, und das Sträuben des eigenſinnigen Knaben wurde nicht beachtet.

Der Vierhänder zeigte immerfort ſein häßliches Geſicht auf dem Bombax, und als die Spaziergänger ſich entfernten, beobachtete er ſie mit ſcheuer Neugierde. Aber kaum waren ſie zwanzig Schritte entfernt, ſo hörten ſie ein ſtarkes Rauſchen des Laubes und zugleich ein ſeltſames heiſeres Geſchrei. Sie ſahen ſich noch einmal um: der Orang hatte ſich aufgerichtet, und ſein großer, mißgeſtalteter Leib, mit einem ſeiner langen Arme an einem Aſt hängend, hub ſich in dunklen Umriſſen an dem hellen Abendhimmel ab.

Einige Augenblicke nachher wurde Eduard von Mutter, Tante und Couſine mit Liebkoſungen überhäuft, und er erzählte ihnen mit der naiven Prahlerei ſeines Alters ſehr ausführlich, was er an dieſem ereignißvollen Abende geſehen, gethan und geſprochen.

III.

Der Doctor Van Stetten.

Palmer war dieſen Abend und während der folgenden Nacht zu aufgeregt, um an das Schiff zu denken, welches inzwiſchen im Hafen von Neu-Drontheim die Anker geworfen hatte. Aber den andern Morgen ließ ihm der Wunſch, etwas Neues zu erfahren, keine Ruhe, und er beſchloß ſich in das Dorf zu begeben, um Erkundigungen einzuziehen, welche von großem Intereſſe für ihn ſein konnten.

Es war noch früh; der dicke Nebel, Kabu genannt, welcher der Weſtküſte von Sumatra eigenthümlich iſt, lag wie ein Schleier über der ganzen Gegend ausgebreitet. Felder, Waldungen, Berge waren in einen röthlichen Dunſt gehüllt; kaum konnte Palmer, als er über den Hof ging, die verſchieden geformten Hütten der Dienſtleute ſehen. Dieſer Nebel war jedoch nicht erfriſchend wie unſere nordiſchen Nebel; von einer glühenden, wenn auch nicht ſichtbaren Sonne erhitzt, glich er den erſtickenden Ausdünſtungen eines Dampfkeſſels. Dieſe drückende Feuchte, ungeſunde Hitze beengt die Athmungswege und trocknet ſie aus, und es dauert immer mehre Morgenſtunden, bis die unter dem Aequator ſo kräftige Sonne dieſen verpeſteten Kabu völlig zerſtreut.

Aber Palmer war an dieſe Temperatur gewöhnt, ſie

konnte ſeine körperliche und geiſtige Thätigkeit nicht hemmen; er ſah ſich, ehe er zum Hafen hinunterging, auf dem Hofe um, ob Alles in der Ordnung ſei. Leichtfuß, die Tochter des Elephantentödters, war mit dem Melken der Büffelkühe beſchäftigt, und ſie füllte mehre Krüge mit fetter, duftender Milch. Die Chineſen, von Yaw angeführt, gingen ſchweigend auf die Reisfelder; die jederzeit geſchwätzigen, lärmenden Neger arbeiteten in den Zucker- und Indigomagazinen. Aber Alles dies bot nicht den freundlichen Anblick, den ein Meierhof in der Normandie an einem friſchen Herbſtmorgen hat, wenn die Arbeiter an ihr Tagewerk gehen. Alles wäre einem Europäer fremdartig geweſen. Die gelben, ſchwarzen oder kupferfarbenen Männer, die faſt nackt oder nur nothdürftig bekleidet waren, das wilde Kauderwälſch, die ſeltſame Bauart der Wohnungen, der röthlichgelbe Himmel, die heißen Dünſte, die über den Feldern ausgebreitet waren, nichts würde ihn an die heiteren Bilder der fernen Heimat erinnert haben —nichts als das Krähen einiger dem Elephantentödter gehörenden Hähne, die in ihrer Weiſe den anbrechenden heißen Tag feierten.

Nachdem Palmer ſeine Befehle gegeben, dort einige Faulenzer ausgeſchimpft hatte, wollte er den Hof verlaſſen und in das Dorf hinuntergehen, als er einige laute holländiſche Worte und einen keuchenden Athem hörte, ehe er den Ankommenden im Nebel erkennen konnte. Endlich zerriß der Dunſtſchleier, und Palmer ſtand vor einem wohlbeleibten, kleinen, europäiſch gekleideten Manne, der ungeachtet der frühen Morgenſtunde die Allee heraufgekommen war.

Das freundliche, gutmüthige Geſicht des Mannes war in dieſem Augenblicke roth, aufgedunſen, von Schweiß triefend, und er ſchnob wie ein verendender Büffel. Er trug einen alten dreieckigen Hut, eine für ſeinen Körperumfang zu enge, fadenſcheinige Uniform, Tuchhoſen und dicke wollene Strümpfe; ein Anzug, der ſich für das Klima von Sumatra ſchlecht eignete. Der Beſucher hatte ſeine mit Reismehl gepuderte Perrücke abgenommen und auf ſeinen Regenſchirm geſteckt; es war indeß Zeit, daß er das Ziel ſeiner Wanderung erreichte, denn er war offenbar dem Erſticken nahe. Zum größten Unglücke hatten ſich ſeine großen grünen Brillengläſer im Nebel getrübt, und er konnte nicht ſehen, wo er war. Als er ſich auf dem Hofe des Coloniſten befand, drehte er ſich zwei- oder dreimal um ſeine Achſe, als ob er vom Schwindel befallen wäre.

Dieſer ungebetene Gaſt war Mynheer Avenarius Van Stetten, holländiſcher Arzt, Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften und Geſundheitsrath der Garniſon von Neu-Drontheim.

»Ei, lieber Herr Doctor,« ſagte Palmer in holländiſcher Sprache und faßte Van Stetten bei der Hand, um ihn zu halten; »wagen Sie ſich in den verwünſchten Kabu? Sprechen Sie noch nicht und ſtützen Sie ſich auf meinen Arm. Wir wollen in's Haus gehen, und Sie müſſen zur Herzſtärkung ein Glas Franzbranntwein trinken.«

Der Doctor wollte antworten, aber er konnte noch kein Wort hervorbringen, und er ließ ſich in ein verhältnißmäßig kühles ebenerdiges Zimmer führen. Er warf ſich auf einen Stuhl, der unter der ſchweren Laſt ſchier zuſammenbrach. Palmer gab ihm indeß zwei Gläſer Cognac zu

trinken, und ſo erholte er ſich bald wieder. Er athmete tief auf, ſetzte die Perrücke wieder auf den kahlen Schädel und ſagte ſich räuſpernd:

»Tauſend Dank, Herr Palmer; Sie haben einen vortrefflichen Nebelvertreiber. Auf mein Wort! er mundet mir eben ſo gut wie unſer holländiſche Genièvre, von dem ich oft ein Schöppchen im Gaſthauſe »zu den drei Königen« trank, als ich Student zu Leyden war und bei zehn Grad Kälte in dem anatomiſchen Amphitheater arbeiten mußte. Ach! wer hätte damals gedacht, daß ich mich einſt nach Schnee und Eis ſehnen würde!«

Der Coloniſt wollte noch einmal einſchenken, aber Van Stetten wollte nicht mehr trinken.

»Nein, nein,« fügte er hinzu; »ſchonen Sie meinen armen Kopf. Ich kann's meinem vormaligen Profeſſor Pomponius nicht nachthun, der zwölf Gläſer Genièvre trank, während die Uhr der Peterskirche zwölf ſchlug.«

Die Erinnerung an die Heimat und die Jugend ſchien auf den Doctor erfriſchend zu wirken, denn er hätte gern noch mehr von Holland geſprochen, aber Palmer fragte ihn:

»Sie wollen vermuthlich Ihre Patientin beſuchen, lieber Van Stetten? Sie befindet ſich nicht ſo gut, wie ich es wünſche, und ich bitte Sie, ihrem ſchwachen Zuſtande volle Aufmerkſamkeit zu widmen. Da es noch früh iſt, wird ſie noch nicht aufgeſtanden ſein; aber ich werde es ihr ſagen laſſen . . .«

Er wollte klingeln; aber Van Stetten hielt ihn zurück.

»Wecken Sie ſie nicht,« ſagte er abwehrend; »eine Viertelſtunde ruhigen Schlafs iſt für unſere ſchöne Patientin koſtbarer als alle Recepte der Facultät. Ich werde My-

lady ſehen, ehe ich wieder fortgehe; aber aufrichtig geſagt, ich wäre nicht ſo indiscret geweſen, ſo früh zu kommen, wenn nicht dringende Umſtände . . .«

»Ich wette, daß naturhiſtoriſche Forſchungen dabei im Spiele ſind,« unterbrach der Coloniſt lächelnd. »Ich hätte mir gleich denken können, als ich den Doctor Van Stetten im Nebel daherkommen ſah, daß es ſich um ſeltene Pflanzen, Inſecten oder Vierfüßler handelt.«

Der Doctor warf erzürnt den Kopf auf.

»Das iſt Undank, Herr Palmer,« erwiederte er, »ja, ſchwarzer Undank, und Sie wiſſen es wohl. Als ich in der größten Hitze das Gebirge erſtieg, wo Sie ein Bein gebrochen hatten; als ich in einem furchtbaren Mouſſonſturm hiehereilte, um Eduard von einem gefährlichen Sonnenſtich zu heilen, da war von Naturgeſchichte keine Rede, und ich durfte wohl erwarten . . .«

»Ich habe Unrecht, werther Freund,« unterbrach der Coloniſt und drückte dem Doctor mit Wärme die Hand. »Verzeihen Sie mir. Nun, wir wollen von Blumen und Thieren ſprechen, ſo viel Sie wollen; aber vor Allem befriedigen Sie meine Neugierde hinſichtlich des Schiffes, das geſtern Abends im Fluſſe vor Anker gegangen iſt. Wiſſen Sie, wie es heißt und was es hier will?«

Van Stetten antwortete ohne den mindeſten Groll:

»Was! Sie wiſſen es noch nicht, Palmer? Es iſt die Galiote »Gertrud«, Capitän Van Roer, von Batavia; ſie will hier Gewürze laden. Ich will die Rückfahrt benutzen, um meine Sammlungen nach Batavia und von da in mei theures Heimatland zu ſenden.«

»Hat denn der Capitän Van Roer keine Paſſagiere an Bord?«

»O ja, man ſpricht von einem engliſchen Gentleman, der zu ſeinem Vergnügen reiſt, wie es oft bei Ihren Landsleuten der Fall iſt . . . vorausgeſetzt,« fügte er mit einem pfiffig ſein ſollenden Lächeln hinzu, »vorausgeſetzt, daß Sie ein Engländer ſind.«

Obgleich man, wie ſchon erwähnt, die Ueberzeugung hatte, daß Palmer ein geborner Franzoſe ſei, ſo proteſtirte er doch immer gegen dieſe Vorausſetzung; dieſes Mal bekämpfte er ſie nicht. Die Nachricht, daß ſich ein engliſcher Paſſagier am Bord der Galiote befinde, ſchien ihn zu beunruhigen. Er antwortete indeß mit erzwungener Ruhe:

»Ein Engländer! Was fällt Ihnen ein, Doctor? Wie ſollte ein Engländer auf einem holländiſchen Schiff in dieſes Inſelmeer kommen, da England gegen die franzöſiſche Republik und gegen die mit derſelben verbündeten Holländer einen ſo erbitterten Krieg führt?«

»Der Capitän Van Roer meldet, daß ein Waffenſtillſtand zwiſchen den kriegführenden Theilen abgeſchloſſen worden, und in Folge deſſen konnte er mitten durch die engliſchen Kreuzer die Fahrt nach Neu-Drontheim machen.«

»Ein Waffenſtillſtand!« wiederholte Palmer.

»Ein ſolcher war ſehr zu wünſchen, wir können wenigſtens einige Monate frei athmen. — Dieſer Engländer ſcheint übrigens ein vornehmer Mann zu ſein, denn er hatte Empfehlungsſchreiben an den Major Grudmann, der ihn trotz ſeiner harmloſen, wenn auch etwas lächerlichen Amtsmiene ſehr gut aufgenommen hat.«

»Der Major Grudmann,« erwiederte Palmer zer-

ſtreut und wie mit ſich ſelbſt redend, »iſt ungeachtet ſeiner kleinen Schwächen ein Schlaukopf; er hat ſich immer wohlwollend gegen mich und meine Familie gezeigt, und ich glaube daher nicht . . .«

Er ſprach ſeinen Gedanken nicht aus, und fragte den Doctor, ob die »Gertrud« lange zu Neu-Drontheim bleiben werde.

»Der Capitän Van Roer wird es Ihnen ſelbſt ſagen, denn Sie werden ihn gewiß bald ſprechen. Er ſcheint ſeine Ladung gern bald einnehmen zu wollen, und er wird ſich natürlich zuerſt an Sie, den reichſten Coloniſten des Landes, wenden, um die nöthigen Einkäufe zu machen.«

Palmer blieb nachdenklich, vermuthlich berechnete er im Stillen die Tragweite der ſoeben erfahrenen Ereigniſſe. Als er ſchwieg, fuhr Van Stetten fort:

»Jetzt, da ich Ihre Fragen beantwortet habe, werden Sie mir erlauben, Palmer, mich bei Ihnen nach meinem kleinen Freunde Eduard, der geſtern in ſo großer Gefahr geweſen iſt, zu erkundigen.«

»Ei, Sie wiſſen ſchon von dem Abenteuer?« erwiederte der Coloniſt, ſeine Unruhe bekämpfend; »Sie haben's ſehr ſchnell erfahren, Doctor!«

»Geſtern Abends ſprach man in allen Häuſern von Neu-Drontheim davon; man erzählte von Tigern, Orangs, wundervollen Blumen: es war alſo kein Wunder, daß ein anſpruchloſer Freund der Wiſſenſchaft und der Natur aufmerkſam wurde.«

Palmer bezwang eine Weile ſeine Unruhe, um die Neugierde des Doctors zu befriedigen. Als er von der Rieſenblume, welche den Knaben in den Wald gelockt, und von

dem prächtigen Königstiger ſprach, den er unter dem alten Bombax todt gefunden, gab Van Stetten ſein Erſtaunen und ſeine Bewunderung durch begeiſterte Worte zu erkennen. Aber als Palmer erzählt hatte, wie ein Orang-Utang den furchtbaren Tiger mit zwei Keulenſchlägen erlegt, konnte ſich der Naturforſcher nicht mehr halten.

Er ſprang raſch auf und ungeachtet der Hitze, welche jede ſtarke Bewegung mühevoll machte, ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Das iſt nicht blos Inſtinct,“ ſagte er mit großer Lebhaftigkeit, „das iſt Verſtand! Ich hatte wohl ſchon gehört, daß dieſe großen Affen aus der Ordnung der „Primaten“ außerordentliche Thaten verrichten, welche auf menſchlichen Verſtand zu deuten ſcheinen, aber ich mochte es nicht glauben. — Eines dieſer ſonderbaren Geſchöpfe befindet ſich alſo jetzt in der Nähe? Ich will es ſehen, ſtudiren. Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn ich die Wiſſenſchaft mit neuen Beobachtungen über dieſes Thier bereichern könnte, wenn es mir gelänge, eines zu erlegen und das Fell nach Europa zu ſenden, wo es faſt unbekannt iſt! Ich würde es dem Muſeum zu Leyden ſchenken, und dort würde es ausgeſtopft mit der Aufſchrift in großen Buchſtaben aufgeſtellt werden: „Geſchenk des Doctor Van Stetten aus Leyden.“ Das würde mir Ehre und Ruhm bringen, mein Name würde unſterblich. Aber da Sie nicht erlauben, daß dieſer Orang getödtet werde, ſo will ich ihn wenigſtens beobachten: ich will mich den ganzen Tag in dem Theile des Waldes aufhalten, wo er ſich gezeigt hat —“

„Nehmen Sie ſich in Acht, lieber Freund,“ warnte Palmer; „Sie könnten die Anzahl der Märtyrer wiſſen-

ſchaftlicher Forſchungen vermehren. Der Wald wird, wie Sie wiſſen, ſehr wenig von Menſchen beſucht, und das Thier, welches Sie zu beobachten wünſchen, iſt keineswegs harmlos. Man verſichert, ein mit ſeinem Stocke bewaffneter Orang nehme es mit zehn ſtarken Männern auf, und ich glaube es gern, ſeitdem ich einen Beweis ſeiner unglaublichen Kraft geſehen.«

Dieſe Bemerkung ſchien den Eifer Van Stetten's etwas abzukühlen. Er nahm ſeinen Platz wieder ein und wiſchte ſich mit dem Schnupftuche die von Schweiß triefende Stirn.

»Ich habe auch gehört,« erwiederte er, »daß ſich der Orang ſelbſt gegen einen Elephanten vertheidigen könne. Ueberdies zeigt er ſo große Klugheit, daß die Eingebornen dieſes Landes in ihm eine beſondere Menſchengattung ſehen, der nur die Sprache fehle. Ich werde vorſichtig ſein, um nicht, wie Sie ſagen, die Anzahl der Märtyrer wiſſenſchaftlicher Forſchungen zu vermehren; aber ich will ſofort die Rieſenblume aufſuchen. Was den Tiger betrifft —«

»Wegen des Tigers brauchen Sie ſich nicht zu bemühen, Doctor,« ſagte Palmer, auf das mit einer durchſichtigen Matte verhängte Fenſter zeigend, »denn dort kommt er ſchon.«

Es kam wirklich Elephantentödter und der andere Malaye, der den Namen Opiumraucher führte, auf den Hof; ſie trugen an einer ſtarken Stange den todten Tiger, den ſie in aller Frühe aus dem Walde geholt hatten.

Sie legten die wilde Beſtie in den Schatten eines Citronen- und Bananengebüſches. Die Dienſtleute eilten ſogleich herbei, um den Tiger zu ſehen, der ſeit geſtern der

Held aller Geſpräche geweſen war. Einige Chineſen, die Neger und Negerinnen, unter denen ſich Maria befand, wagten ſich nicht in ſeine unmittelbare Nähe, obgleich ſie wußten, daß der Feind todt war. Die Malayen hingegen, denen dieſer Kleinmuth ſehr verächtlich ſchien, ſteckten ihre nackten Füße in den Rachen des Tigers, als ob ſie ſeinen Blutdurſt reizen wollten.

Opiumraucher, der den Tiger mit hergetragen hatte, war ziemlich ſo gekleidet wie Elephantentödter, nur daß er, ſtatt des turbanartig gewundenen Schnupftuchs, einen Binſenhut von barbariſcher Form trug; ſein häßliches, wildes Geſicht hatte die blaſſe, aſchgraue Farbe und die ausdrucksloſen Züge, die man bei Opiumrauchern findet. Er verwendete ſeinen ganzen Erwerb zum Ankauf dieſes Giftes, und die an ſeinem Gürtel neben dem Kriß hängende kleine Pfeife bewies, daß er jederzeit bereit war, ſeiner Leidenſchaft zu fröhnen. Zum Glück für ihn war das Opium theuer und ſeine Börſe oft leer, ſonſt würde der Elende längſt dieſer unheilvollen Sucht ſein Leben geopfert haben, oder wahnſinnig geworden ſein. Während dieſer Anfälle von Wahnſinn kommen die Malayen aus ihren Häuſern, wie tolle Hunde, ſtürzen ſich mit gezücktem Kriß auf die Vorübergehenden und tödten ſie, wenn ſie ſich nicht in Acht nehmen. Andererſeits haben die Vorübergehenden das Recht, ſie anzugreifen und wie wilde Thiere todtzuſchlagen. Dieſes Schickſal ſtand auch ihm bevor und deshalb fühlten die Einwohner von Neu-Drontheim einen mit Ekel gemiſchten Schrecken vor ihm.

Obgleich der Tiger mehr als dreihundert Pfund ſchwer war und die beiden Malayen ihn ein paar Meilen getra-

gen hatten, ſo floß doch kein Schweißtropfen von der Stirne dieſer kräftigen Menſchen; und ſie erwarteten ſchweigend die Befehle ihres Herrn.

Van Stetten eilte, ſeinen großen Sonnenſchirm aufſpannend, in den Hof; Palmer, der kräftiger oder beſſer an das Klima gewöhnt war, ſetzte nur ſeinen Baſthut auf. Als ſie ſich dem um den Tiger gebildeten Kreiſe näherten, kam auch Eduard in leichter Morgenkleidung aus dem Hauſe und zog ſeine Couſine, die ſich leicht ſträubte und zaghaft das Geſicht abwendete, mit ſich fort. Der wilde Knabe ließ ſie endlich los. und nachdem er ſeinen Vater und den Doctor zärtlich begrüßt hatte, fing er an mit dem Tiger zu ſpielen, wodurch er dem finſtern Elephantentödter faſt ein Lächeln entlockte. Aber Anna ſchien durch dieſe Tändeleien nicht beruhigt, und erſt als ſie ſich hinter die Negerin geflüchtet, wagte ſie einen Blick auf das tolle Treiben ihres Vetters zu werfen.

Van Stetten, der ſich neben dem todten Tiger niedergekauert hatte, unterſuchte ihn mit der Wißbegierde des Naturforſchers. Palmer benutzte dieſen Augenblick, um die beiden Malayen zu fragen, ob ſie den Orang-Utang nicht geſehen. Elephantentödter hatte ihn auf einem dickbelaubten Zweige des alten Bombax bemerkt, aber ſein Camerad und er, die genug mit dem Tiger zu thun gehabt, hatten den Waldmenſchen weiter nicht behelligt.

»Es ſcheint jedoch,« fügte er hinzu, »daß er ſich in der Nähe Ihrer Pflanzungen einquartiert hat, und wenn er nicht bald vertrieben wird, ſo wird er gewiß Ihre Arbeiter todtſchlagen.«

»Nun denn,« erwiederte Palmer, »ſo muß man ihn

fortjagen. Wir wollen in genügender Anzahl in den Wald gehen und viel Lärm machen; das wird wohl genügen, um ihn in die Flucht zu jagen. Inzwiſchen verbiete ich meinen Leuten, auf dieſen Orang mit Kugeln oder Pfeilen zu ſchießen, oder mit Lanzen nach ihm zu werfen. Merket Euch das!«

In dieſem Augenblicke richtete ſich der Doctor Van Stetten ganz verblüfft auf.

»O weh!« klagte er, »dem armen Thiere ſind die Knochen zerſchmettert; es iſt unmöglich, ſeine Anatomie zu ſtudiren. Das Fell iſt allerdings unbeſchädigt, und es wird in meiner Sammlung einen der erſten Plätze einnehmen.«

»Es ſteht Ihnen frei, es von den Eigenthümern zu kaufen.«

»Sehr gern. Wie viel verlangen die Leute? Machen Sie den Dolmetſcher, Palmer, denn ich verſtehe kein Wort von ihrer verteufelten Sprache.«

Der Coloniſt fragte die beiden Malayen, welchen Preis ſie für den Tiger verlangten. Die Antwort des Opiumrauchers war raſch und kurz. Elephantentödter, der ruhig ſeinen Betel kaute, ſprach ſich viel weitſchweifiger aus. Endlich ſagte Palmer in holländiſcher Sprache zu dem ungeduldig wartenden Doctor:

»Ich wußte im Voraus, was Opiumraucher von Ihnen verlangen würde. Sie ſind Arzt, und Ihre Apotheke iſt wohlbeſtellt; er bittet nur um einige Priſen Opium, um ſich zu benebeln.«

»Er ſoll ſie haben. Aber iſt denn der Kerl nicht ſchon genügend verthiert? Weiß er nicht, daß Opium ein Gift iſt?«

»Er würde eben ſo wenig Vernunft annehmen, wie

die Trunkenbolde in andern Ländern, alle Ihre Vorſtellungen würden erfolglos bleiben. Elephantentödter iſt erbötig, Ihnen ſeinen Antheil am Tiger abzutreten, ja er will das Thier geſchickt abhäuten, unter der Bedingung ...«

Er brach lachend ab.

»Weiter!« ſagte der Arzt.

»Die Bedingung iſt ſehr ſonderbar, und Sie werden ſich vielleicht beleidigt fühlen. Kurz, er verlangt, daß Sie einen in Lebensgefahr ſchwebenden Verwundeten behandeln . . .«

»Einen Verwundeten! Es iſt ja meine Pflicht, allen Leidenden beizuſtehen.«

»Allerdings, aber es handelt ſich hier um einen Verwundeten eigener Art. Elephantentödter wünſcht, daß Sie ſeinen prächtigſten Kampfhahn verbinden, der in dem geſtrigen Gefecht übel zugerichtet worden iſt.«

Van Stetten fuhr ſo heftig auf, daß ſeine grüne Brille auf der Naſe hüpfte und ſeine Perrücke ſich auf dem kahlen Schädel verſchob und eine Wolke von Reisſtaub um ihn verbreitete.

»Der Teufel hole ihn und ſeinen Hahn!« rief er. »Glaubt er denn, daß ein Mitglied der Facultät von Leyden, ein Licentiat der Naturwiſſenſchaften, ein Doctor der Medicin, ein correſpondirendes Mitglied der Linné'ſchen Geſellſchaft, der Berliner Academie et caetera, ſeine Kunſt an einem ſtreitſüchtigen Hahn ſchänden werde!«

»Da es in den Wäldern von Sumatra keine Univerſität gibt, lieber Van Stetten, ſo würde ich vergebens verſuchen, dieſem verwünſchten Malayen Ihre Bedenklichkeiten begreiflich zu machen. Ihm iſt ſein Hahn lieber als

ſeine Tochter, und er glaubt Ihnen durch dieſe Bitte eine große Ehre zu erweiſen. Nehmen Sie ſich in Acht; wenn Sie ſich weigern, ſo iſt er im Stande, Ihnen ſeinen Antheil am Tiger vorzuenthalten.«

»Nun denn, wenn's nicht anders geht ... Ich will mir denken, daß ich ein Experiment mache, ein experimentum in anima vili, wie wir in den Secirſälen ſagten. Ich will den Hahn verbinden.«

Der Handel wurde alſo abgeſchloſſen, und während die beiden Malayen den Tiger unter einen Schoppen trugen, wo er ſogleich zerlegt werden ſollte, holte Leichtfuß auf einen Wink ihres Vaters den verwundeten Hahn. Der Arzt ſah ſich daher genöthigt, ſein Verbandzeug hervorzuziehen, und die Wunden des kampfluſtigen Vogels zu verbinden; zum Dank für ſeine Bemühung erhielt er einige tüchtige Biſſe.

Die Verſammlung zerſtreute ſich nun. Die Sonne hatte inzwiſchen den Nebel beſiegt, und ihre Strahlen, obſchon minder ungeſund als die warmen Dünſte des Kabu, hatten eine unerträgliche Glut. Die Arbeiter gingen wieder an ihr Tagewerk, während ſich die Mitglieder der Familie Palmer zum Frühſtück im Speiſezimmer verſammelten. Aber vergebens nöthigte der Hausherr den Doctor Van Stetten, an dem Frühmahle Theil zu nehmen; der eifrige Naturforſcher lehnte es entſchieden ab und blieb unter dem Schoppen, wo Elephantentödter mit geübter Hand die Abhäutung des Tigers begann.

Das Speiſezimmer war luftig, geräumig und mit bunten Matten geſchmückt. Mit Ausnahme der Tiſche und Stühle, welche nicht die im himmliſchen Reiche üblichen

niedrigen Formen hatten, waren alle ſchön lackirten Geräthe, das Porzellan- und Silberzeug in China und Japan verfertigt. Die Mahlzeit beſtand aus kaltem Fleiſch, Butter, Thee, Kaffee und köſtlichen Früchten, die ausſchließlich den Tropenländern angehören. Die Tiſchgeſellſchaft aß indeß wenig, nur die beiden Kinder ließen ſich's ſchmecken. Es wurde auch wenig geſprochen. Palmer ſchien nachdenklich, und Eliſabeth, die ſich bis in das Speiſezimmer geſchleppt hatte, um die Familie nicht durch ihre Abweſenheit zu betrüben, ſah noch leidender aus als ſonſt. Sie zwang ſich jedoch, ihren Mann anzulächeln und einige Löffel voll Thee zu ſchlürfen. Miſtreß Surrey theilte unwillkürlich die Stimmung ihres Bruders und ihrer Schwägerin, und ſie brach ihr Schweigen nur von Zeit zu Zeit, um Eduards unbändige Lebhaftigkeit in gehörige Schranken zu weiſen.

Nach beendetem Frühſtücke ſtand Palmer auf, und nachdem er einige zärtliche Worte mit ſeiner Frau geſprochen, ging er auf die Thür zu. Aber Eliſabeth fragte ihn mit wehmüthiger Zärtlichkeit:

»Wo willſt Du hin, Richard? Es wäre mir lieb, wenn Du heute nicht ausgingeſt. Vielleicht iſt es eine Folge meiner Krankheit oder der heftigen Gemüthsbewegung, die ich geſtern Abend gehabt, aber ich habe eine entſetzliche Angſt, und ich ahne neues Unglück.«

Palmer drückte ihr einen Kuß auf die Stirn, und zwang ſich zu einer heiteren Miene.

»Das iſt Kinderei, Eliſabeth,« erwiederte er. »Haben wir nicht ſchon genug wirkliche Leiden zu tragen, ohne uns eingebildete zu ſchaffen? Ich will nur den Doctor bitten,

Dich zu beſuchen, ſobald er mit ſeinem Tiger fertig iſt. Beruhige Dich, Theuerſte, ich werde mich nicht entfernen.«

Er flüſterte ihr noch einige Worte zu. Anna, die an ein in den Hof gehendes Fenſter getreten war, rief plötzlich:

»Komm geſchwind, Eduard; da kommt der Major Grudmann in ſeinem Tragſeſſel — und noch ein anderer Gentleman ebenfalls im Tragſeſſel mit weißgekleideten Trägern. Es iſt ſchön zu ſehen, komm geſchwind.«

Mit einem Sprunge war Eduard bei ſeiner Couſine.

»Ja, ja, es iſt mein Freund, der Major Grudmann,« ſagte der Knabe, in die Hände klatſchend. »Höre, Anna, während die Gentlemen mit Papa ſprechen, wollen wir in ihre Tragſeſſel ſteigen und uns in der Allee ſpazieren tragen laſſen. Das wird recht unterhaltend ſein!«

Palmer trat ebenfalls ſchnell an's Fenſter, um nach den Ankommenden zu ſehen. Der eine war wirklich der Major Grudmann, unter deſſen Befehl die holländiſche Beſatzung von Neu-Drontheim ſtand. Der andere, ein Fremder, ſchien ein Fünfziger zu ſein und war halb europäiſch, halb indiſch gekleidet. Sein kräftiges, ſtark markirtes Geſicht war ſo gebräunt, daß man kaum erkennen konnte, ob er ein Europäer oder ein Eingeborner war. Palmer täuſchte ſich jedoch nicht; kaum hatte er den Unbekannten gemuſtert, ſo ward ſein Blick ſtarr; er erblaßte und ein leichtes Zittern befiel ihn. Er bezwang indeß ſeine Aufregung und ſagte ganz ruhig, ſich zu den Damen wendend:

»Es iſt wirklich der Major mit einem andern Herrn, der geſtern am Bord der »Gertrud« angekommen iſt. Ich will ihnen entgegengehen. — Liebe Eliſabeth, geh in dein

Zimmer; Du biſt zu ſchwach, um jetzt als Hausfrau auftreten zu können. — Du, Schweſter, geh mit den Kindern fort, ſie könnten uns beläſtigen.«

Miſtreß Palmer errieth mit dem allen Frauen eigenen Ahnungsvermögen, daß Richard ihr etwas verſchwieg.

»Warum ſchickſt Du mich ſo plötzlich fort, Richard?« fragte ſie. »Iſt der Begleiter des Gouverneurs etwa —«

»Ich kenne ihn nicht; aber geh — geh geſchwind in dein Zimmer. Da kommen ſie.«

Er führte ſie zur Thür hinaus. Als ſie draußen war, drückte er die Hand auf die Stirn und ſagte:

»Er! — Er hat uns alſo entdeckt! Mein Gott! was wird nun geſchehen?«

Er zog ein kleines Piſtol, das er beſtändig bei ſich zu tragen ſchien, aus der Taſche und warf es hinter einen Schrank, als ob er gefürchtet hätte, er werde der Verſuchung, davon Gebrauch zu machen, nicht widerſtehen können. Dann ging er, etwas beruhigt, den Beſuchern entgegen.

IV.

Der Commodore.

Der Major Grudmann war ein biederer, etwas ſchwerfälliger und von ſich eingenommener Holländer, den man jedoch für einen energiſchen, erfahrenen Mann hielt. Als er einige Jahre zuvor nach Neu-Drontheim gekommen war,

hatte er einen Schmerbauch, der ſich mit dem Körperumfange Van Stetten's füglich meſſen konnte; aber in dieſem heißen Lande, wo es kein Bier gab, hatte der Herr Gouverneur nach und nach das Ausſehen einer Hopfenſtange bekommen. Seine alte, ſchon zu wiederholten Malen enger gemachte Uniform ſchlotterte um ſeinen magern Körper, und ſeine zu weiten Strümpfe gaben Zeugniß von der Dürre ſeiner Waden. Dieſer hochmögende Herr hatte indeß eine ernſte Miene und eine imponirende Haltung; den Hut auf dem Kopf, wie ein regierender Fürſt, ſchritt er ſtolz einher, geſtützt auf ſeinen Stock, an welchem der goldene Knopf ſchon ſeit langer Zeit fehlte. In der andern Hand pflegte er eine große, mit Silber beſchlagene Meerſchaumpfeife zu halten und von Zeit zu Zeit einen Zug daraus zu thun.

Der neben dem ziemlich grotesken Würdenträger der Colonie gehende Fremde ließ an ſeinen vornehmen Manieren, an ſeiner kalten, ernſten Haltung errathen, daß er gewohnt war zu befehlen und Gehorſam zu finden. Er war von mittlerer Größe, aber kräftig und gut gewachſen; ſein Blick hatte einen muthigen, ſichern Ausdruck. Seine ſehr einfache Kleidung ward durch einen als Gürtel dienenden koſtbaren Kaſchmirſhawl gehoben.

Als die beiden Herren vor der Thür aus ihren Palankins geſtiegen waren, zogen ſich die Träger in den Schatten der Bäume zurück. Palmer kam aus dem Hauſe. Er wechſelte ſofort einen flüchtigen Blick mit dem Unbekannten; aber Beide mochten wohl die Nothwendigkeit einſehen, ſich zu mäßigen, denn ſie begrüßten ſich ſchweigend. Der Major Grudmann nahm ſeine Pfeife aus dem

Munde, reichte dem Coloniſten die Hand und ſagte in holländiſcher Sprache mit dem Tone eines Gönners:

»Freut mich ſehr, Sie zu ſehen, Mynheer Palmer. Ich hoffe, daß ſich bei Ihnen Alles wohl befinde, die Damen und die Kinder. — Wenn Sie ſich über Jemand oder etwas zu beklagen haben, Palmer, ſo vergeſſen Sie nicht, daß Ihnen der Gouverneur dieſer Colonie wohlwill und Ihnen Ihr Recht geben wird.«

Palmer gab auf die Complimente des Majors eine zerſtreute Antwort und führte ſeine Gäſte in das Empfangzimmer.

Dieſes Zimmer, das ſchönſte des Hauſes, war ganz mit einem prächtigen Stuk bekleidet, der ſo weiß und glänzend iſt wie Porzellan. Die Möbel von chineſiſcher Lackarbeit. die mit prächtigen Stoffen überzogenen Divans, die koſtbaren Matten ſchienen ſowohl zur Augenweide als zur Bequemlichkeit da zu ſein. An den großen Fenſtern war, nach indiſcher Sitte, ein durchſichtiger Stoff von Kuskuswurzel aufgeſpannt, der die Luft abkühlte und einen angenehmen Duft im Salon verbreitete. Große Fächer, »Pumkas« genannt, beſtehend aus aufgeſpannter Leinwand, hingen an den Wänden und erwarteten die Hand des ſchwarzen Sclaven, der ſie während des Beſuchs in Bewegung ſetzen würde. Aber der Neger Darius, der dieſes Geſchäft gewöhnlich verſah, wurde von Palmer mit einem gebieteriſchen Wink entlaſſen, und die Pumkas blieben unbeweglich in ihrer bunten Einfaſſung von Papageienfedern.

Palmer nöthigte ſeine Gäſte zum Sitzen und zeigte ſich zumal gegen den Gouverneur ſehr zuvorkommend.

Grudmann fühlte ſich ſehr geſchmeichelt, lehnte aber die Erfriſchungen ab, die der Hausherr kommen laſſen wollte.

»Es iſt nicht der Mühe werth, Palmer,« ſagte er vertraulich, »Ihr Haus um meinetwillen in Bewegung zu ſetzen. Ich bin ein ſchlichter, anſpruchsloſer Mann, ich nehme nichts. — Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Mr. William Smith, Ihren Landsmann, vorſtelle. Er wohnt zu Batavia, wie Sie zu Neu-Drontheim wohnen, und wird, wie Sie, von unſerer weiſen und großmüthigen Regierung geduldet.«

Der ſogenannte William Smith machte eine ſteife, kalte Kopfbewegung, welche Palmer erwiederte.

»Mr. Smith,« fuhr der Major fort, »iſt geſtern am Bord der »Gertrud« angekommen, und der Capitän, der im Hafen bleiben muß, um ſein Schiff ausbeſſern zu laſſen, ſchickt Ihnen dieſen Gentleman, wie ſich die Engländer ausdrücken, um ihre vorräthigen Landesproducte zu kaufen. Ich komme ſelbſt mit Mr. Smith, der mir durch einen Freund in Batavia beſonders empfohlen iſt; aber da mir die Preiſe von Kampfer, Reis und Muscatnüſſen ſehr gleichgiltig ſind, ſo will ich Sie in Ihrer Unterredung nicht ſtören. — Mr. Smith iſt unſerer holländiſchen Sprache nicht ſehr mächtig, und wenn ich nicht zugegen bin, werden Sie durch den Reſpect nicht verhindert werden, nach Herzensluſt engliſch zu parliren. Ich laſſe Sie alſo allein.«

Grudmann ſtand auf.

»Was, Herr Major,« ſagte Palmer, der kaum wußte, was er ſprach, »Sie wollen uns ſchon verlaſſen?«

»Nein, nein; aber ich bemerke dort im Hofe den Doctor Van Stetten. Er ſcheint ſich viel zu thun zu machen

mit der wilden Beſtie, die meinen kleinen Freund Eduard beinahe zerriſſen hätte, und ich will den Tiger in Augenſchein nehmen. Dann werde ich Ihren merkwürdigen chineſiſchen Garten beſuchen. — Denken Sie alſo nur an Ihre Geſchäfte, meine Herren. Ich wünſche, daß Sie ſich verſtändigen.«

Er ging auf die Thür zu; aber plötzlich ſtand er ſtill, blies den Tabakrauch von ſich blinzte halb ſcherzhaft, halb argwöhniſch mit den Augen, und fügte hinzu:

»Sie ſind Beide Engländer, und ein Anderer würde Sie vielleicht für fähig halten, gegen die Sicherheit der Colonie, welche der Generalgouverneur unter meinen Schutz geſtellt hat, zu complottiren; allein ich glaube, daß ſo etwas nicht zu fürchten iſt. Oberſt Müller, mein ehrenwerther Freund, der mir Mr. Smith empfohlen hat, wird mir gewiß keinen Wolf in Schafskleidern zugeſchickt haben; und Palmer, der ſchon ſo lange in der Colonie wohnt, dürfte wohl mehr Urſache haben, ſeine Landsleute zu fürchten, als ſie zu lieben. Gleichwohl,« fügte er lächelnd hinzu, ſo daß man nicht errathen konnte, ob er ſcherzte oder wirklich drohte, »gleichwohl iſt meine Pflicht, ein wachſames Auge zu haben, und falls Sie über andere Dinge verhandelten, als über Zimmet und Indigo, würden Sie vielleicht ſehen, daß es gefährlich iſt, mich zu foppen!«

Er verließ nun mit ſtolzem Schritt den Salon und ging in den Hof zu Van Stetten.

Weder Palmer noch der Unbekannte ſchienen ſeine letzten Worte gehört zu haben. Sobald ſie allein im Salon waren, ſtanden ſie raſch auf. Beide waren blaß, ihre Lippen feſt zuſammengepreßt, ihre Athemzüge tief und deutlich

hörbar. Keiner von Beiden jedoch beeilte ſich das Schweigen zu brechen. Erſt nach einer Weile ſagte der ſogenannte Smith in engliſcher Sprache und mit klangloſer, faſt krächzender Stimme:

„Endlich habe ich Sie alſo gefunden, Monſieur de Beaulieu? Beim Himmel! ich begann ſchon an dem Erfolg meiner Nachforſchungen zu zweifeln; Sie hatten ſich gut verſteckt. Aber es wäre Ihnen eben ſo ſchwer geweſen, mir zu entkommen, als ſich der göttlichen Gerechtigkeit zu entziehen.“

„Die göttliche Gerechtigkeit iſt nicht gegen mich, Commodore Stevenſon. Wenn ſie zwiſchen uns zu entſcheiden hätte, ſollte ſie dann nicht zuerſt den unnatürlichen Vater treffen, den unverſöhnlichen Mann, der kein Bedenken getragen, zur Lüge und Verleumdung zu greifen?“

„Nicht in dieſem Tone, Sire!“ unterbrach der Commodore mit Heftigkeit. „Sprechen Sie nicht in dieſem Tone, ſonſt wäre ich, trotz meiner Vorſätze, im Stande . . .“

Nach einer kurzen Pauſe fuhr er gelaſſener fort:

„Ich bin trotz tauſend Gefahren hiehergekommen, weil ich Pflichten gegen eine undankbare, ungehorſame Tochter zu erfüllen habe. Und jetzt, da ich weiß, wie traurig dieſer Aufenthalt iſt in einer Einöde, welche die Civiliſation den wilden Thieren, den Menſchenfreſſern und der Peſt zu entreißen trachtet, wäre ich geneigt, die Leiden, welche ſie ſeit acht Jahren in Ihrer Geſellſchaft erduldet, als eine genügende Sühne ihrer Verirrungen anzuſehen; aber Sie haben von mir weder Nachſicht noch Mitleid zu erwarten.“

„Ich verlange keines von beiden, Sire Georges Stevenſon; die Selbſtachtung genügt mir.“

»Sehr wohl, Sir, und mit der Selbſtachtung ſind Sie gezwungen, ſich an dieſem traurigen Orte, unter einem falſchen Namen zu verbergen. Unter Ihrem wahren Namen können Sie, ohne Abſcheu und Verachtung zu erregen, nicht unter civiliſirten Menſchen wohnen. In England würde Monſieur de Beaulieu, der vormalige Kaufmann zu Pondichéry, als Mörder gehängt werden; in Frankreich würde man ihn als Verräther und Spion erſchießen. Und wenn ich ſeinen Namen hier auf holländiſchem Gebiete bekannt machte, ſo würde eine jener beiden Strafen vielleicht zu milde ſcheinen.«

»Sie wiſſen beſſer als irgend Jemand, Sir Georges, wer an dieſen unverdienten Verfolgungen Schuld iſt; Sie wiſſen, wem ich die Acht zu danken habe, die über mich und meine unglückliche Familie verhängt iſt! Sie nennen mich einen Spion; wiſſen Sie denn, ob Ihnen ſelbſt nicht jetzt derſelbe Vorwurf gemacht werden könnte? Was machen Sie hier, unter einem falſchen Namen und in dieſer Verkleidung, Sie, ein hoher Offizier der engliſchen Marine, während Holland und England Krieg mit einander führen? Glauben Sie, daß Sie im Falle der Entdeckung nicht ebenfalls Gefahr laufen würden, als Spion gehängt oder erſchoſſen zu werden?«

»Elender! Sie wagen . . .? Doch dieſe aus der Luft gegriffene Beleidigung ſollte ich gar nicht beachten, weil ſie aus Ihrem Munde kommt. Es iſt ein Waffenſtillſtand zwiſchen beiden Ländern geſchloſſen; überdies habe ich einen Geleitsbrief des Generalgouverneurs der holländiſchen Beſitzungen und ein Empfehlungsſchreiben an den hier commandirenden Offizier.«

»Aber Ihr wahrer Name ſteht ſicherlich weder in dem Geleitsbriefe, noch in dem Empfehlungsſchreiben. Der Generalgouverneur würde dem Commodore Stevenſon, dem erbittertſten Feinde Hollands und Frankreichs in den indiſchen Meeren, gewiß nicht erlaubt haben, die Streitkräfte und Hilfsquellen dieſer Colonie mit Muſe zu ſtudiren, um ſie ſpäter vermuthlich zu vernichten! — Nehmen Sie ſich in Acht, Sir Georges, der Major Grudmann gilt, trotz ſeiner Lächerlichkeiten, für einen braven, entſchloſſenen Kriegsmann, und wenn er die Wahrheit erführe, würde er Ihnen vielleicht ein Schickſal bereiten, welches dem mir ſoeben angedrohten ähnlich wäre.«

Ein hochmüthiges Lächeln umſpielte die Lippen des Commodore.

»Es mag ſein,« ſagte er; »aber wenn man es wagte, das Völkerrecht in meiner Perſon ſo arg zu verletzen, ſo gehöre ich einer Nation an, welche ein ſolches Attentat ſchnell und furchtbar rächen würde. Wäre hier auch Jemand ſo niederträchtig, mein Incognito zu verrathen, ſo würde der Gouverneur von Neu-Drontheim doch Bedenken tragen, eine That zu begehen, welche die Vernichtung dieſer Colonie zur unausbleiblichen Folge haben müßte.«

»Ich hoffe noch, daß dieſe neue Prüfung meiner armen Eliſabeth erſpart werden wird,« erwiederte Palmer mit Wehmuth; »ich wollte Sir Georges nur zu bedenken geben, wie ein Zuſammentreffen unglücklicher Umſtände —«

»Laſſen wir das,« unterbrach der Commodore mit eiſiger Kälte; »ich habe Ihren Aufenthalt nicht geſucht und mich acht Jahre den größten Gefahren ausgeſetzt, um ſolche Fragen mit Ihnen zu erörtern. — Hören Sie mich an.

Die ſchmachvolle, elende Lage, zu der Sie verurtheilt ſind, kann mir, ich wiederhole es, kein Mitleid einflößen. Aber trotz der traurigen Verirrung der Unglücklichen, welche ſich von Ihnen berücken ließ, bin ich immer Vater. Ich will daher meine Tochter ſogleich unter vier Augen ſprechen. Machen Sie Einwendungen gegen dieſe Unterredung?«

»Dazu habe ich weder das Recht noch den Willen, Sir Georges; aber Eliſabeth iſt ſchwach, leidend; Ihr unerwartetes Erſcheinen könnte ſie zu heftig erſchüttern, vielleicht ihren Tod zur Folge haben. Erlauben Sie mir daher, ſie vorzubereiten —«

»Glauben Sie denn, daß ſie mir minder theuer ſei, als Ihnen?« erwiederte der Commodore mit einer Rührung, die er nicht zu verbergen vermochte. »War ſie nicht mein Stolz und meine Freude, ehe Sie ſich ihr näherten? War ſie nicht das einzige Kind meiner theuren Pamela? Seitdem Sie mir mein Kind geraubt, iſt mein Zorn gegen Sie mit jedem Tage größer geworden; aber ihr habe ich längſt verziehen.«

Und trotz aller Gewalt, mit welcher der Seemann jede Regung des Gefühls zu bekämpfen ſuchte, glänzte eine Thräne in ſeinen hohlen Augen.

»Gott ſei gelobt, Sir Georges!« erwiederte Palmer; »ich nehme alle verletzenden Worte zurück, die ich bisher zu Ihnen geſprochen, wenn Sie meiner Eliſabeth wirklich Ihre Verzeihung mitbringen. — Aber ehe ich Sie zu ihr führe, darf ich wohl fragen, was Sie mit ihr im Sinne haben?«

»Ich will Ihnen kein Geheimniß daraus machen, Sir. Ich will Alles aufbieten, ſie zur Abreiſe aus dieſem verwünſchten Lande, zur Trennung von Ihnen, der Urſache

ihres Elends und ihrer Schmach, zu bewegen; ſie muß ſich in ein civiliſirtes Land begeben, wo ich mich bemühen werde, ihrem Gedächtniſſe die Erinnerung an eine ſchmähliche Vergangenheit zu entreißen.«

»Sie vergeſſen, Commodore, was für ſtarke Bande ſie hier feſthalten; es wird Ihnen nicht gelingen, ich kann's nicht bezweifeln. — Aber Gott iſt mein Zeuge, Sir Georges, wenn ſie ſich entſchließt, Ihnen zu folgen, ſo will ich ſie nicht zurückzuhalten ſuchen, und ſollte ich aus Gram ſterben! Ja, ſie hat einem elenden Geächteten, wie ich bin, zu große Opfer gebracht. Ich ſehe ſie leiden, kränkeln, und ihre Leiden ſind meine ſchmerzlichſte Qual. Schon oft habe ich auf Mittel geſonnen, ſie über ihr trauriges Geſchick zu täuſchen; aber ich vermag nichts gegen das Verhängniß, das auf mir laſtet. Wenn es Ihnen gelingt, Sir George, ſo ſchwöre ich Ihnen, Sie bis zu meiner letzten Stunde zu ſegnen, trotz der Schmach, die Sie über mich verhängt haben. Aber ich fürchte, daß es Ihnen nicht gelingen wird.«

»Warum denn nicht, Sir? Könnte denn kein anderes Gefühl die thörichte Verblendung aufwiegen, mit der ſie Ihnen anhängt?«

»Vielleicht nicht, Sir Georges. Kennen Sie denn ſo wenig das zärtliche, der größten Opfer fähige Gemüth der edlen Eliſabeth? So lange als ich unglücklich bin, wird ſie an meinem Unglücke Theil nehmen wollen. Je erbitterter, grauſamer Sie mich behandelt, deſto inniger hat ſie ſich an mich angeſchloſſen, als ob ſie Ihr Unrecht wieder gut machen wollte. Eliſabeths Liebe zu mir hat nach Maßgabe Ihres Haſſes zugenommen.«

Die Geſichtszüge des Commodore verfinſterten ſich bei dieſer Erinnerung, aber er ſchwieg. Palmer fuhr fort:

»Ueberdies bedenken Sie nicht, daß Eliſabeth Mutter iſt, und das Muttergefühl ſoll ja noch ſtärker ſein als die kindliche Liebe. Wenn ſie auch alle andern theuren Angehörigen, die ſich hier befinden, verlaſſen könnte, ihren Sohn würde ſie nie verlaſſen.«

Dieſer Einwurf, der gleichwohl ſo nahe lag, machte einen tiefen Eindruck auf den Commodore. Er ſtand auf und ging ſehr aufgeregt im Zimmer auf und ab.

»Ja, ja,« ſagte er, wie mit ſich ſelbſt redend, »der verwünſchte Knabe wird wahrſcheinlich das größte Hinderniß der Erfüllung meines Wunſches ſein! Möchte er doch wie ſein Vater — Nun, wenn's ſein muß, mag ſie ihn mitnehmen, ich will's ihr nicht wehren.«

Palmer hatte den halblauten Worten des Commodore mit ängſtlicher Spannung gelauſcht; als er dieſe letzten Worte vernahm, verklärte ſich ſein Geſicht.

»Das wollen Sie thun, Sir Georges?« rief er; »Sie wollen Eliſabeth erlauben, ihren Sohn mitzunehmen, ihn zu erziehen, ihm eine geachtete Stellung im Leben zu bereiten? Er ſoll nicht verurtheilt ſein, in Unwiſſenheit zu verſumpfen und hier zu leben wie ein armer indiſcher Paria? O, wenn Sie meinen Wunſch erfüllen, will ich alles Unrecht vergeſſen, das Sie mir gethan. Ich habe den Knaben ſehr lieb, Niemand weiß, wie theuer er mir iſt; aber ich würde allein hier bleiben, ohne mich zu beklagen, weil dann die meinem Herzen am nächſten ſtehenden Perſonen nicht mehr unter dem auf mir laſtenden Fluch leiden werden; ſie werden glücklicher ſein als ich. Mein Eduard

beſitzt alle Eigenſchaften, die Ihnen gefallen können; ungeachtet ſeiner Jugend iſt er von Herzen gut, aber unbändig und voll Muth. Sie werden ihn gewiß lieb gewinnen, Sir Georges.«

»Nein, nie!«

»Aber er iſt doch der Sohn Ihrer Eliſabeth!«

»Und der Sohn eines Mannes, den ich verachte und haſſe.«

Dieſe neue Beleidigung ſchien den Coloniſten mehr zu betrüben als zu erzürnen; er ſeufzte und ſchwieg.

»Die Zeit drängt,« fügte endlich Sir Georges hinzu, »wollen Sie Eliſabeth nicht benachrichtigen?«

Palmer wollte ſich entfernen, als ſich die Thür aufthat und der kleine Eduard, der ſeiner Tante entſchlüpft war, in den Salon ſtürmte. Er lief ſogleich zum Commodore, der wieder Platz genommen hatte, ſprang ihm auf den Schooß, ehe Sir Georges ſich ſeiner erwehren konnte, und ſagte in engliſcher Sprache zu ihm:

»Nicht wahr, Gentleman, Ihr erlaubt mir, euren Palankin zu nehmen und mich ſpazieren tragen zu laſſen? Und Anna darf doch den Palankin des Majors nehmen? O, Ihr erlaubt es, nicht wahr? Dafür will ich Euch küſſen, und meine Couſine Anna wird Euch auch einen Kuß geben.«

Eduard war ſo unerwartet gekommen und dem Commodore ſo ſchnell auf den Schooß geſprungen, daß Palmer es nicht hatte hindern können. Sir Georges ſuchte ſich des Knaben zu entledigen und ſagte mit Ungeduld:

»Thue, was Du willſt, aber laß' mich — und geh'!«

Aber Eduard, der verzogene, eigenwillige Knabe, ließ

ihn nicht los; er hielt ſich feſt auf ſeinem uſurpirten Sitz, legte beide Hände auf die Schultern des Commodore und ſah ihn einige Secunden an.

»O Papa,« ſagte er erſtaunt, »ſieh doch, wie ähnlich dieſer Gentleman dem Bilde iſt, das Mama immer bei ſich trägt! — Aber der Gentleman auf dem Bilde iſt viel jünger und ſchöner, und hat eine Uniform mit goldenen Treſſen.«

»Und vermuthlich,« fragte der Commodore, der aufmerkſam wurde, »ſagt Dir deine Mutter, daß ihr der Gentleman auf dem Bilde großen Kummer mache?«

»O nein, ſie ſagt, daß ſie ihn ſehr lieb habe. Sie küßt ihn und ich muß ihn auch küſſen, und ſie weint.«

Sir Georges wurde weich geſtimmt; aber als er bemerkte, daß ihn Palmer mit angſtvoller Spannung anſah, bezwang er ſich, ſtellte Eduard auf den Fußboden und ſagte mit Härte zu ihm:

»Nimm den Palankin, wenn Du willſt, und laß' mich.«

Aber Eduard ging nicht.

»Und Ihr wollt mich nicht küſſen?« fragte er mit ſchalkhaftem Trotz.

»Laß mich, ſage ich Dir!« wiederholte der Commodore, mit dem Fuße ſtampfend.

Der Knabe warf ſich in die Bruſt.

»Dann behaltet euren Palankin!« ſagte er, »ich will ihn nicht. Ich ſetze mich mit Anna in den Palankin des Majors; aber Anna ſoll Euch auch nicht küſſen, denn ich werde ihr's verbieten.«

Und er lief fort.

»Sie werden ihn lieb gewinnen, Sir Georges,« ſagte

der arme Vater, halb lächelnd, halb gerührt. »Haben Sie Ihr Blut, Ihr ſtolzes Selbſtgefühl, Ihren Unabhängigkeitsſinn nicht erkannt? Dieſe Eigenthümlichkeiten machen ihn ſeiner Mutter um ſo theurer, und ich mag ihm keinen Verweis geben, obgleich ich einſt vielleicht darunter leiden muß.«

Er entfernte ſich raſch, ohne eine Antwort abzuwarten.

Der Commodore, der nun allein war, verſank in tiefes Nachdenken. Zuweilen drückte ſein Geſicht eine ſanfte Wehmuth aus, dann zog ſich ſeine Stirn in düſtere Falten und ſeine geballte Fauſt erhob ſich gegen einen unſichtbaren Feind.

Dieſer innere Kampf dauerte ziemlich lange. Endlich wurde Sir Georges durch ein leichtes Geräuſch aufmerkſam gemacht. Er ſah ſich um. Eine weißgekleidete Frau kniete in der Thür. Als der Commodore ſie anſah, ſtreckte ſie die Arme nach ihm aus und ſagte mit halberſtickter Stimme:

»Vater — Vater, iſt es wahr, daß Du deiner unglücklichen Tochter nicht mehr fluchſt?«

Sir Georges ſchien anfangs eine ernſte, würdevolle Haltung annehmen zu wollen, und blieb regungslos; aber nach wenigen Augenblicken gewann das Vatergefühl die Oberhand.

Er eilte zu Eliſabeth, hob ſie auf, ſchloß ſie in ſeine Arme und brach in Thränen aus, ohne ein Wort ſprechen zu können.

V.

Vater und Tochter.

Zum Verſtändniß des Folgenden iſt es nothwendig, die Ereigniſſe zu erzählen, durch welche die Familie Palmer genöthigt worden war, ſich auf die ungaſtliche Küſte von Sumatra zu flüchten.

Palmer, oder vielmehr Richard de Beaulieu, denn dies war ſein wirklicher Name, war der Sohn eines franzöſiſchen Edelmannes, der, durch Jugendthorheiten zu Grunde gerichtet und compromittirt, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach Indien gegangen war. Dieſer Edelmann hatte ſich in der franzöſiſchen Colonie Pondichéry angeſiedelt und war, durch die Noth getrieben, vor Allem auf einen Erwerb bedacht geweſen. Trotz der Vortheile ſeiner Standesgenoſſen war er Commis bei einem Handelsherrn geworden, der Mitleid mit ſeiner bedrängten Lage hatte. Zum Glücke hatte das Mißgeſchick den adeligen Abenteurer gebeſſert. In ſeiner beſcheidenen Stellung zeigte er ſo viel Redlichkeit, Thätigkeit und Intelligenz, daß ihm ſein Principal endlich ſeine Tochter zur Frau gab und ihm ſpäter ſein Geſchäft überließ. Seine Kinder waren Richard und deſſen ältere Schweſter, die wir bereits als Miſtreß Surrey kennen.

Richard hatte bei den Jeſuiten zu Pondichéry eine

ſorgfältige Erziehung erhalten; aber ſein Vater war keineswegs willens, ihn nach Frankreich zu ſchicken, um ſeine Adelsrechte, die keinen Werth mehr für ihn hatten, geltend zu machen. Richard ſelbſt wünſchte in Indien, ſeinem eigentlichen Heimatlande, zu bleiben und ſich dem Handel zu widmen. Als daher der alte Edelmann, deſſen Jugend ſo ſtürmiſch geweſen war, in Frieden und allgemein geachtet geſtorben war, übernahm der Sohn das damals ſehr blühende, ja glänzende Geſchäft.

Unter Richards Leitung bekam das Handelsgeſchäft eine noch größere Ausdehnung, und als die franzöſiſche Revolution ausbrach, war das Haus Beaulieu eines der bedeutendſten in der Colonie.

Um dieſe Zeit mußte Richard in wichtigen Familienangelegenheiten nach Madras reiſen. Dieſe engliſche Stadt iſt bekanntlich nicht ſehr weit von Pondichéry entfernt. Sein Schwager Surrey, ein hochgeſtellter Beamter der engliſch-oſtindiſchen Compagnie, war in einem Scharmützel gegen die Hindu unter Tippo-Saib gefallen und hinterließ ſeine Witwe und ſein Kind, die kleine Anna, welche damals einige Monate alt war, in einer mißlichen Lage. Beaulieu, der ſeine ältere Schweſter ſehr lieb hatte, eilte ſofort nach Madras, um in die zerrütteten Verhältniſſe der Witwe einige Ordnung zu bringen. Während ſeines dortigen Aufenthaltes ſah er die ſchöne Eliſabeth Stevenſon zum erſten Male.

Die Stevenſons gehörten einer adeligen iriſchen Familie an, die ſich, um der Unduldſamkeit des anglicaniſchen Clerus zu entgehen, ſchon ſeit langer Zeit in Britiſch-Indien angeſiedelt hatte. Trotz der Verſchiedenheit des Glau-

bensbekenntniſſes hatten die Mitglieder dieſer Familie dem Vaterlande mit Ehre gedient, und Sir Georges, das damalige Haupt derſelben, war im Dienſte der Kriegsmarine raſch bis zum Commodore geſtiegen. Er hatte ſich in den Kriegen, deren Schauplatz das indiſche Meer von 1778 bis 1783 geweſen war, ganz beſonders ausgezeichnet und galt mit Recht für einen der beſten Seeoffiziere Indiens.

Zu der Zeit, wo ſich Richard nach Madras zu ſeiner Schweſter begab, war der Commodore Witwer, und Eliſabeth war ſein einziges Kind. Sir Georges befehligte damals ein in der Nähe kreuzendes kleines Geſchwader, und um ſeine Tochter nicht den Mühen und Gefahren einer langen Seefahrt auszuſetzen, hatte er ſie der Obhut der in hoher Achtung ſtehenden Familie Surrey anvertraut. So oft als es der Dienſt erlaubte, landete er zu Madras und verlebte einige Tage bei ſeiner Eliſabeth in der befreundeten Familie, die ſich glücklich ſchätzte, ſein Vertrauen zu genießen.

Als nun Richard nach dem Tode ſeines Schwagers zu der troſtloſen Witwe eilte, fand er im Hauſe die reizende Miß Stevenſon, für die er bald eine feurige, unwiderſtehliche Liebe fühlte. Wie es ihm gelang, ihre Gegenliebe zu gewinnen? Er war jung, ſchön, gebildet; er hatte von ſeinem Vater das zugleich vornehme und anmuthige Benehmen der alten franzöſiſchen Ariſtokratie angenommen, und es mochte ihm wohl wenig Mühe koſten, Eliſabeth für ſich zu gewinnen. Die beiden Liebenden verſtändigten ſich und trafen ihre Vorkehrungen zur Vermälung. Miſtreß Surrey, die gleich anfangs in das Geheimniß gezogen ward, ſah keiu Hinderniß. Ihr Bruder war viel reicher

als Miß Stevenſon; er war ein Edelmann, und die Familie Beaulieu war einſt mit den vornehmſten Familien in Europa verſchwägert geweſen. Den Rückſichten der Convenienz war alſo Genüge geleiſtet, die Vortheile waren auf beiden Seiten gleich, an der Einwilligung des Commodore zweifelte Miſtreß Surrey nicht, und ſie freute ſich des zu erwartenden, noch innigeren Verhältniſſes zwiſchen den beiden Familien. In ihrem Unglücke ſah ſie mit Freude die Möglichkeit, künftig bei ihrem Bruder und einer ſchon zärtlich geliebten Schwägerin zu leben.

Ein Schiff Richards wurde abgeſchickt, um dem Commodore den Brief zu überbringen, und man zweifelte nicht an einer günſtigen Antwort. Inzwiſchen lebten die jungen Leute in der durch die Sitte gutgeheißenen ſüßen Vertraulichkeit, und ſie gewöhnten ſich an den Gedanken, einander bald anzugehören. Man denke ſich daher ihren Schmerz, ihre Verzweiflung, als von dem Commodore eine grobe, beleidigende Weigerung ankam! Sir Georges hatte den Krieg gegen Frankreich mitgemacht und haßte die Franzoſen. Dieſer Haß ſchien noch größer geworden zu ſein, ſeitdem die politiſchen Ereigniſſe einen neuen und nahebevorſtehenden Bruch zwiſchen Frankreich und England vorausſehen ließen. Er gab daher der Miſtreß Surrey den gemeſſenen Befehl, dieſen unſinnigen Plan, wie er ihn nannte, aufzugeben. Er wollte ſeine Tochter nicht länger unter ihrer Obhut laſſen und forderte die Witwe auf, Eliſabeth zu einer alten Dame zu führen, die allein für ſie bürgen ſolle. Er gedachte übrigens bald nach Madras zu kommen, und er werde das wahre Wohl der Miß Stevenſon am beſten zu beurtheilen wiſſen.

Die beiden jungen Leute und Miſtreß Surrey waren anfangs ganz untröſtlich über dieſe unerwartete Weigerung; Eliſabeth und ihre mütterliche Freundin waren indeß, wenn auch mit heißen Thränen, geſonnen, zu gehorchen. Richard aber nahm die Zerſtörung ſeiner Hoffnungen nicht ſo geduldig hin; er proteſtirte, jammerte und wollte ſich erſchießen. Miſtreß Surrey, über dieſen gewaltigen Schmerz erſchrocken, bat nun Eliſabeth, Mitleid mit ihrem Bruder zu haben. Eliſabeth ſelbſt hatte das heiße Blut und die überſpannten Ideen der Creolinnen; ſie ließ ſich überreden und willigte in eine geheime Trauung, die auch ſofort vollzogen wurde.

Kaum war dieſe geheime Ehe geſchloſſen, ſo brach der Krieg zwiſchen Frankreich und England aus; alle in Madras anſäſſigen Franzoſen erhielten Befehl in kürzeſter Friſt die Stadt zu verlaſſen. Der Befehl bezog ſich auf Richard ſo gut wie auf die Andern; überdies konnte der Commodore nicht mehr lange ausbleiben, und es wäre gefährlich geweſen, ſeiner Rache Trotz zu bieten. Es wurde daher verabredet, daß die beiden jungen Gatten, Miſtreß Surrey und ihr Kind ſofort nach Pondichéry abreiſen ſollten. Dieſer Plan ſchien leicht auszuführen, denn das Schiff, welches dem Commodore den Brief überbracht hatte und deſſen Eigenthümer Richard war, lag auf der Rhede vor Anker. Man ſetzte den Capitän in Kenntniß, die werthvollſten Sachen wurden in der Stille eingeſchifft, nnd gegen Abend, zur Stunde der Flut, begaben ſich die Reiſenden heimlich an den Hafen, wo ein Boot bereit lag, das ſie an Bord des Schiffes bringen ſollte.

Miſtreß Surrey und Anna hatte ſchon in dem Boote

Platz genommen, und Richard reichte ſeiner Frau die Hand, um ſie ebenfalls in das Fahrzeug zu geleiten, als ein unerwartetes Hinderniß eintrat.

Wir wiſſen, daß der Commodore Stevenſon der Miſtreß Surrey ſein Vertrauen entzogen und eine Dame bezeichnet hatte, unter deren Aufſicht ſeine Tochter geſtellt werden ſollte. Er hatte daher an dieſe Dame geſchrieben um ihr ſeine Wünſche mitzutheilen, und ſie war ſehr aufgebracht, daß man Eliſabeth, dem Willen des Commodore zum Trotz, noch nicht in ihr Haus gebracht hatte. Dieſe Unzufriedenheit theilten mehre angeſehene Engländer zu Madras, insbeſondere ein Neffe der Dame, der Capitän Bolingbroke. Vielleicht machte dieſer Bolingbroke ebenfalls Anſprüche auf die reizende Miß Stevenſon; vielleicht wollte er blos die Beleidigung rächen, über die ſich ſeine Verwandte beklagen zu müſſen glaubte; kurz, im Augenblicke der Einſchiffung befand er ſich mit einigen vertrauten Freunden am Strande. Trotz der Dämmerung erkannte er Richard und Miſtreß Surrey, er konnte daher leicht errathen, wer die verſchleierte weibliche Geſtalt ſei, die mit ihnen abreiſen wollte.

Der Capitän eilte zu Richard und fragte ihn heftig, mit welchem Rechte er eine junge Engländerin mitnehme. Richard antwortete, darum habe ſich Niemand zu kümmern. Eliſabeth, die einen Streit fürchtete, erklärte laut, daß ſie freiwillig mit Beaulieu und Miſtreß Surrey abreiſe. Der Capitän aber ließ dieſe Erklärung unbeachtet und faßte Richard beim Arm, um ihn zu verhaften. Der Franzoſe verſuchte ſich loszumachen, und beinahe war es ihm gelungen, als Bolingbroke die ihn umgebenden zahlreichen Spazier-

gänger zu Hilfe rief. Er rief laut, einer der franzöſiſchen »Hunde« ſei im Begriffe, eine Engländerin, die Tochter des Commodore Stevenſon, zu entführen, und alle loyalen britiſchen Unterthanen müßten ihm beiſtehen, um dieſe Schmach zu verhindern.

Ein ſolcher Aufruf konnte zu einer Zeit, wo die Erbitterung zwiſchen den beiden Völkern ſo groß war, nicht erfolglos bleiben. Die am Strande befindlichen Seeleute und andere Perſonen eilten herbei. Richard ſah nun, daß er verloren war, wenn es ihm nicht gelang, ſich ſeines Gegners raſch zu entledigen. Durch das laute Geſchrei der Herbeieilenden erzürnt, ergriff er in ſeiner Wuth ein Reiſepiſtol und ſchoß auf den engliſchen Offizier.

Dieſer ſank zu Boden. Richard warf ſein Piſtol weg und trug ſeine halbohnmächtige Frau in das Boot, welches auf ſeinen Befehl von den ſchwarzen Ruderern ſofort in Bewegung geſetzt wurde. Man fuhr glücklich über die gefährliche Sandbank auf der Rhede von Madras; eine Viertelſtunde nachher waren die Reiſenden an Bord des Schiffes, welches bereits ſegelfertig war. Um den Eifer der Schiffmannſchaft zu vermehren, ſagte Richard, die Feindſeligkeiten zwiſchen den Franzoſen und Engländern hätten ſchon begonnen, man werde ſie verfolgen und das Schiff kapern, wenn ſie ſich nicht beeilten. Dieſe Behauptung wurde beſtätigt durch das vom Ufer kommende laute Geſchrei und durch die außerordentliche Regſamkeit, die man daſelbſt bemerkte. Die Anker wurden daher raſch gelichtet und das Schiff fuhr mit günſtigem Winde in das offene Meer hinaus. Nach einer kurzen glücklichen Fahrt erreichte

es den Hafen von Pondichéry, wo man in Sicherheit zu ſein glaubte.

Aber alle Gefahren waren noch nicht vorüber. Bald erſchien der Commodore Stevenſon mit ſeinem Geſchwader vor Madras, und er kam in unausſprechlichen Zorn, als er die Flucht Richards, die Entführung ſeiner Tochter und den Tod Bolingbroke's erfuhr. Er verlangte, daß ſofort ein Proceß gegen den Entführer anhängig gemacht werde, und die ganze Bevölkerung von Madras verlangte es mit ihm. Die Gerichtsbehörde leitete die Unterſuchung ein. Vergebens lieferte der Prieſter, der das junge Paar getraut hatte, den Beweis, daß Richard Beaulieu nach göttlichem Geſetze das Recht gehabt, Eliſabeth mitzunehmen; vergebens erklärten zwei achtbare Kaufleute, welche Zeugen bei der Einſchiffung geweſen waren, Eliſabeth ſelbſt habe geſagt, daß ſie aus freiem Antriebe mit Beaulieu abreiſe; vergebens verſicherten ſie, daß Bolingbroke der Angreifer geweſen, daß der Angeklagte ſich im Falle gerechter Nothwehr befunden: die Richter waren zu parteiiſch, um in dieſen Zeugniſſen Motive der Nachſicht zu ſehen. Der britiſche Stolz kam in's Spiel, und man mußte einem verzweifelnden Vater Genugthuung geben. Nach einer kurzen Unterſuchung wurde Richard de Beaulieu, als Mörder eines Engländers und als Entführer einer Engländerin, zum Tode verurtheilt.

Er erhielt zu Pondichéry die Nachricht von dieſer Verurtheilung; in der erſten Aufwallung wollte er nach Madras zurückkehren, um die Reviſion eines ungerechten Urtheils zu verlangen. Aber die Bitten und Thränen ſeiner Schweſter und ſeiner damals ſchwangern Frau bewogen ihn, dieſen Plan aufzugeben, deſſen Ausführung in der

damaligen Stimmung gewiß eine Kataſtrophe herbeigeführt hätte. Er beſchränkte ſich daher auf eine klare, bündige Rechtfertigung, die er den engliſchen Behörden zuſchickte; aber dieſe Rechtfertigung blieb ohne Erfolg; die Zeitverhältniſſe waren nicht günſtig, derartige Reclamationen fanden kein Gehör. Die Feindſeligkeiten zwiſchen Frankreich und England hatten bereits begonnen, und es ging das Gerücht, Pondichéry, die Königin der franzöſiſchen Colonien in Indien, ſolle belagert werden.

Richard de Beaulieu konnte dieſen unheimlichen Gerüchten ſein Ohr nicht verſchließen; er beeilte ſich, ſeine Frau, ſeine Schweſter und ſeine Nichte auf demſelben Schiffe, das ſie nach Pondichéry gebracht hatte, wieder einzuſchiffen. Er befrachtete dieſes Schiff mit werthvollen Waaren und befahl dem ihm unbedingt ergebenen Capitän, ſich nach der holländiſchen Beſitzung Batavia zu begeben; er ſelbſt werde auf einem andern Wege bald nachkommen.

Die Trennung war ſehr ſchmerzlich. Eliſabeth und Miſtreß Surrey baten Richard vergebens, ſie nicht zu verlaſſen; er wollte ſich nicht dazu verſtehen, er müſſe ſein Handelsgeſchäft liquidiren und es ſei ſeine Pflicht, ſein Vermögen für ſeine Familie zu erhalten. Er hatte vielleicht noch nicht die Hoffnung aufgegeben, die Caſſation des über ihn verhängten Urtheils zu erwirken, und er wollte kein Mittel, dieſen Zweck zu erreichen, unverſucht laſſen. Die Damen reiſten alſo ab und kamen glücklich zu Batavia an, wo ſie von Freunden Richards freundlich und ehrerbietig aufgenommen wurden.

Drei Tage nach ihrer Abreiſe war Pondichéry von den Engländern völlig eingeſchloſſen. Während der eng-

liſche Oberſt Braidwaith die Stadt mit dreiundzwanzigtauſend Mann, worunter ſechstauſend Engländer, auf der Landſeite belagerte, ging das Geſchwader des Commodore Stevenſon auf der Rhede vor Anker; und dieſen impoſanten Streitkräften hatte Pondichéry nur ſechzehntauſend Mann, größten Theils Sipayas, entgegenzuſtellen.

Die Geſchichte wird erzählen, wie ſich dieſe ſchwache Beſatzung dreizehn Tage gegen eine zahlreiche Armee hielt, obſchon die Feſtungswerke nur aus einem Graben und einer Böſchung beſtanden. Aber bald zeigte es ſich, daß der Feind ein heimliches Einverſtändniß in der belagerten Stadt unterhielt. Die Engländer waren von jeder Bewegung, von jeder Vertheidigungsmaßregel im Voraus unterrichtet, und man gewann ſpäter die Ueberzeugung, daß der Widerſtand noch länger möglich geweſen wäre, wenn der Oberſt Braidwaith nicht geheime Nachrichten und Winke von einem Verräther erhalten hätte.

Richard hatte ſich ſeit dem Beginne der Belagerung den Freiwilligen angeſchloſſen, welche der Beſatzung in der Abwehr behilflich war, und er hatte muthig gekämpft; allein man konnte ſich über die Unmöglichkeit eines langen Widerſtandes gegen ſo überlegene Streitkräfte nicht täuſchen. Der unglückliche Handelsherr wußte, daß er verloren war, wenn er den Siegern in die Hände fiel. Es gab nur ein Mittel, einem ſchmählichen Tode zu entgehen: die ſchleunigſte Flucht. Aber wie ſollte er entkommen? Auf der Landſeite war Pondichéry von den engliſchen Truppen eingeſchloſſen; auf der Seeſeite war die Stadt von dem Geſchwader des Commodore ſtreng blockirt. Die Lage Richards ſchien ganz hoffnungslos.

Während er mit Schmerz, aber ohne Zagen dem unvermeidlichen furchtbaren Geſchicke entgegenſah, wurde er ganz unerwartet gerettet.

Unter den in ſeinem Handelsgeſchäfte angeſtellten Perſonen befand ſich ein Franzoſe, Namens Dubarail, der einige Jahre vorher in ziemlich elenden Verhältniſſen nach Pondichéry gekommen war. Die Vergangenheit dieſes Mannes war unbekannt; aber Dubarail hatte viel Bildung, Geſchäftskenntniß und Intelligenz gezeigt, und ſein Principal, der ihn anfangs aus Mitleid aufgenommen, hatte ihm endlich ſein volles Vertrauen geſchenkt; er ahnte indeß nicht, daß ihm von dieſer Seite die Rettung kommen werde.

Eines Abends, als ſich Richard de Beaulieu ſeinen trüben Gedanken überließ, kam Dubarail in ſein Arbeitszimmer, und nachdem er ſeinem Principale erklärt, daß er die Gefahr ſeiner Lage kenne, ſagte er vertraulich zu ihm:

»Sie haben mir geholfen, als ich arm und unglücklich war; ich halte es jetzt für meine Pflicht, Ihnen zu Ihrer Rettung behilflich zu ſein. Ich habe in der Armee des Oberſten von Braidwaith einen einflußreichen Freund, der mir einen Geleitsbrief verſchafft hat, um ungehindert durch die engliſchen Linien zu kommen. Wir können in dieſen von dem Oberſten eigenhändig unterzeichneten Geleitsbrief einen beliebigen Namen ſchreiben, den Sie annehmen wollen; wenn Sie das feindliche Lager im Rücken haben, können Sie leicht die andere Seite der Halbinſel erreichen und ſich zu Mahé einſchiffen. Da es Ihnen an Geld nicht fehlt, ſo können Sie ſich in dem erſten indiſchen Dorfe, in welches Sie kommen, leicht ein Pferd verſchaffen. Die Waa-

ren und übrigen werthvollen Gegenstände, die ſich noch in Ihren Magazinen befinden, können Sie mir durch einen Scheinverkauf überlaſſen, um ſie der Raubſucht der Engländer zu entziehen; denn nach der Eroberung der Stadt würden ſich die Feinde gewiß Ihrer ganzen Habe bemächtigen. Später, wenn die Zeiten beſſer ſind, werde ich Ihnen über das anvertraute Gut gewiſſenhaft Rechnung ablegen. — Nehmen Sie daher mein Anerbieten an, und Sie können noch in dieſer Nacht die Stadt verlaſſen. So kann ich Ihnen den ſchuldigen Dank abſtatten.«

In anderen Verhältniſſen würde dieſe außerordentliche Uneigennützigkeit vielleicht das Mißtrauen des Handesherrn geweckt haben; aber Richard hatte einen offenen, biedern Charakter, und überdies befand er ſich eben jetzt in einer leicht begreiflichen angſtvollen Spannung; die dringende Nothwendigkeit ließ ihm keine Wahl. Er dankte daher dem edlen Dubarail in den wärmſten Ausdrücken und nahm deſſen Anerbieten an. Die Urkunden, die er zu unterzeichnen hatte, die Verkleidung, die er tragen ſollte, hielt Dubarail bereit; der Geleitsbrief wurde ihm eingehändigt, und er verließ ſofort die Stadt. Alles ging nach Wunſch; er kam unbehelligt durch die Poſten der engliſchen Armee, kaufte ein Pferd und kam nach Mahé, wo er ſich auf einer chineſiſchen Dſchonke nach Batavia einſchiffte. Einen Monat ſpäter war er bei ſeiner Frau und ſeiner Schweſter.

Aber auch dieſesmal war die Freude der Flüchtlinge nur von kurzer Dauer. Nach Richards glücklich gelungener Flucht war Pondichéry in die Gewalt der Engländer gefallen, und zugleich mit der Kunde von dieſem Ereigniß verbreitete ſich eine für den Flüchtling noch wichtigere

Nachricht. Man verſicherte, Oberſt Braidwaith und Commodore Stevenſon hätten während der Belagerung Nachrichten aus der Stadt erhalten, die ihren Sieg erleichtert, und dieſe Nachrichten ſeien von einem Handelsherrn, Namens Richard de Beaulieu, gekommen; dieſer habe durch den Verrath vermuthlich die für ſeine früheren Verbrechen verwirkte Strafe vermeiden wollen. Ueberdies habe er einen Geleitsbrief erhalten, der es ihm möglich gemacht, ſich der Rache ſeiner Landsleute zu entziehen, und nach der Einnahme des Platzes ſei ſein Eigenthum verſchont worden. Die neue Anklage ſtand mit der frühern in offenbarem Widerſpruch; denn wie hätten ihm die Engländer, die ihn zum Tode verurtheilt hatten und ihn überdies wegen Entführung verfolgten, einen Geleitsbrief geben können? Dieſe neue Anſchuldigung konnte gleichwohl höchſt gefährliche Folgen haben; alle Gouverneure der franzöſiſchen Colonie in Indien und alle Capitäne der Kriegsmarine erhielten Befehl, den Verräther zu verhaften und nach Ermittlung ſeiner Identität ſofort erſchießen zu laſſen.

Richard wurde faſt wahnſinnig, als er dieſe zweite Verurtheilung erfuhr, und nur die Sorge um Eliſabeth und Miſtreß Surrey hielt ihn ab, ſich das Leben zu nehmen. Dieſe Verleumdung war vermuthlich das Werk des Commodore; aber auf welche Beweiſe, auf welche Vermuthung konnte ſie ſich ſtützen? Wie konnten die franzöſiſchen Behörden den Worten eines Feindes Glauben ſchenken? Richard zerbrach ſich vergebens den Kopf, um dieſes Räthſel zu löſen; es blieb ihm nur die furchtbare Gewißheit, daß ſein Leben verwirkt war, wenn er einer der beiden kriegführenden Parteien in die Hände fiel.

Zum Glück war er unter dem Namen Palmer nach Batavia gekommen, und auf die Verſchwiegenheit der wenigen Perſonen, welche ſeinen wahren Namen kannten, durfte er ſich verlaſſen. Aber das Geheimniß konnte früher oder ſpäter in die Oeffentlichkeit kommen, und es wurde nothwendig, für ſich und ſeine Familie eine ſichere Zuflucht zu finden. So hatte er von einem nach Europa zurückkehrenden Coloniſten die Beſitzung gekauft, wo wir ihn zu Neu-Drontheim gefunden haben, und hatte ſich daſelbſt ſammt ſeinen Angehörigen unter dem Namen Palmer angeſiedelt.

Seit jener Zeit hatte Commodore Stevenſon, ungeachtet des langen und erbitterten Krieges zwiſchen Frankreich und England, kein Mittel unverſucht gelaſſen, die beiden Gatten ausfindig zu machen. Er hatte weder Mühe noch Koſten geſcheut. Richard hatte ſeinerſeits ſo zweckmäßige Vorkehrungen getroffen, daß er ſich in ſeiner Einöde völlig ſicher glauben konnte. Nichtsdeſtoweniger war der Commodore, der ſeine Nachforſchungen acht Jahre lang fortgeſetzt, incognito nach Batavia gekommen, und daſelbſt war es ihm gelungen, über den wirklichen Aufenthalt ſeiner Tochter und ſeines Schwiegerſohnes Auskunft zu erhalten. Sobald er dieſen Anhaltspunkt hatte, fürchtete er keine Gefahren, um ſich zu ihnen zu begeben; und wir wiſſen, wie er auf dem holländiſchen Schiffe „Gertrud“ nach Neu-Drontheim gekommen war.

* * *

Nachdem wir die gegenſeitige Stellung der Hauptperſonen unſerer Erzählung klar gemacht, kehren wir zu

Vater und Tochter zurück, welche wir in dem Empfangszimmer des Coloniſten verlaſſen haben.

Anfangs fand die Begrüßung nur durch Thränen, Umarmungen und abgebrochene Worte ſtatt; der harte Seemann ſchien kaum minder gerührt als Eliſabeth. Endlich bewältigte er ſeine Gefühle, führte ſeine Tochter zu einem Sopha und ſagte mit bewegter Stimme:

»Arme Eliſabeth, wie ſchön, wie glücklich warſt Du einſt . . . und wie verändert biſt Du jetzt! Ach, dein Undank gegen mich iſt Dir theuer zu ſtehen gekommen!«

»Es iſt wahr, Vater,« erwiederte die junge Frau mit Wehmuth; »ſeit dem Tage, wo ich mich deiner väterlichen Gewalt entzog, habe ich keinen Augenblick wahrer Ruhe gehabt. Die Strafe Gottes hat mich und die Meinigen getroffen; Alles was mir nahe ſteht, ſcheint einem Verhängniß verfallen und gleichwohl . . .«

»Was willſt Du ſagen?«

»Und gleichwohl werde ich durch dieſes Verhängniß, durch dieſe Verfolgung, durch dieſe Leiden noch mehr an die Theuren gefeſſelt, für die ich dulde.«

»Aber Du haſt Dich lange genug aufgeopfert, und ich will Dich den ſchrecklichen Folgen deiner Verirrung entreißen.«

»Biſt Du denn nicht gekommen, Vater, mir dieſe Verirrung zu verzeihen?«

»Ja wohl, aber unter der Bedingung, daß Du fortan meinen Willen achteſt. Eliſabeth, ich wünſche Dich von hier mitzunehmen, denn das Klima dieſer Inſel iſt Dir verderblich, ja kann Dir tödtlich werden.«

»Ich werde dieſes Land gern verlaſſen, Vater; wir

ſind ja nur durch die Nothwendigkeit hierher getrieben worden; aber Du weißt wohl, daß ich es nicht allein mit Dir verlaſſen könnte.«

»Ich verſtehe. Nun, dein Sohn mag Dich begleiten, ich will's nicht hindern, obgleich er keine angenehme Erinnerung in mir weckt, und auf meine Zuneigung keinen Anſpruch hat. Ich will ihm für die Zukunft eine deiner würdige Stellung ſichern.«

Eliſabeth hob raſch den Kopf.

»Was, Vater,« fragte ſie, »glaubſt Du denn, ich würde mich von meinem Kinde trennen? — Und es gibt noch andere Perſonen, von denen ich mich nicht trennen möchte.«

»Ja wohl,« erwiederte der Commodore ungeduldig, als ob er nicht verſtände, was ſeine Tochter wünſchte; »Du meinſt die verhaßte Miſtreß Surrey, die mein Vertrauen ſo ſchmählich getäuſcht und zu deiner Vermälung die Hand geboten hat? Nun, es ſei, ich will Dir zeigen, wie groß die Liebe deines Vaters iſt, deſſen Herz Du gebrochen. Ich will meine gegründeten Beſchwerden gegen deine Schwägerin vergeſſen; ich will mich zwingen, in ihr nur die Witwe meines biedern Freundes Surrey zu ſehen; ſie mag Dich mit ihrer Tochter begleiten.«

»Das iſt recht und billig, Vater; Miſtreß Surrey hat nur darin gefehlt, daß ſie meinen Bitten und Thränen nachgegeben, und für dieſe Schwäche hat ſie ſchwer gebüßt. Meine Schweſter hat ja acht Jahre unſer Unglück, unſere Verbannung getheilt. Wir könnten ſie nicht verlaſſen, ohne

uns des schwärzesten Undankes schuldig zu machen. — Aber Du weißt wohl, daß ich nicht sie allein meine.«

»Was verlangst Du denn noch, Elisabeth?« erwiederte Sir Georges finster; »für eine andere Dir nahestehende Person kann ich nichts thun, sie muß für ihre Unthaten büßen.«

»Meinst Du meinen Mann, meinen geliebten Richard?« entgegnete Elisabeth sich aufrichtend. »Du beurtheilst ihn ganz falsch; er ist der edelste, hochherzigste Mann!«

Sir Georges zog die Stirn in düstere Falten und schien eine bittere Antwort mit Mühe zurückzuhalten.

»Er sieht aber ein,« erwiederte er mit scheinbarer Ruhe, »daß deine Lage hier unerträglich geworden ist. Er will deiner Abreise kein Hinderniß in den Weg legen, ja er hat mich dringend gebeten, Dich so schnell wie möglich aus dieser irdischen Hölle zu entfernen.«

»Hat er Dir auch gesagt, Vater, daß er meine Abreise nicht lange überleben, daß er sich in seiner Verlassenheit zu Tode grämen würde? Er lebt nur für mich und sein Kind; ohne uns würde er nicht leben können. — Nein, Vater; diese Trennung ist unmöglich, ich will bei meinem Richard leben oder sterben.«

»Aber, um des Himmels willen! Elisabeth, was willst Du denn?« sagte der Commodore zornig; »er ist ja in Frankreich wie in England verurtheilt; wie wäre es denn möglich, ihn in dem einen oder dem andern Lande der verdienten Strafe zu entziehen?«

»Richard ist schuldlos, Vater.«

»Schuldlos! Ist es ihm wirklich gelungen, Dich von

ſeiner Schuldloſigkeit zu überzeugen? Aber wenn ich nicht irre, Eliſabeth, warſt Du Zeuge des Mordes, den er an dem Capitän Bolingbroke, dem Vertheidiger meiner väterlichen Autorität, begangen . . .«

»O Vater, Du weckſt eine traurige Erinnerung! Das Bild des unglücklichen jungen Mannes, der blutend zu meinen Füßen niederſank, ſchwebt meinem Geiſte oft vor. Aber je mehr ich über dieſe Kataſtrophe nachdenke, deſto feſter bin ich überzeugt, daß Richard nicht anders handeln konnte. Wenn Du das anmaßende, rohe Benehmen des Capitäns geſehen und ſeine beleidigenden Worte gehört hätteſt; wenn Du, wie ich, durch das drohende Geſchrei der Menge, durch die gegen uns erhobenen Fäuſte erſchreckt worden wäreſt, ſo würdeſt Du es gewiß eben ſo gemacht haben wie Richard.«

»Wir könnten über dieſen Punkt verſchiedener Meinung ſein, Eliſabeth; aber wirſt Du auch den ſchändlichen Verrath entſchuldigen, deſſen er ſich gegen ſeine Landsleute ſchuldig gemacht, einen Verrath, den ſelbſt wir, denen er doch Vortheil gebracht, gebrandmarkt haben?«

»Du mußt beſſer als irgend Jemand wiſſen, Vater, daß Richard kein Verräther iſt. Dem Freunde des Oberſten Braidwaith kann es nicht unbekannt ſein, daß dieſe Beſchuldigung unſinnig iſt.«

»Ich halte ſie für gegründet, Eliſabeth. Braidwaith hat, wie es üblich iſt, allerdings Niemand genannt, und vielleicht wußte er den wahren Namen des Verräthers nicht einmal; aber er hat mir die von dem Spion zu Pondichéry eingeſandten Berichte gezeigt; dieſe Berichte waren nicht unterzeichnet, aber ein Vergleich derſelben mit dem

Briefe, den mir Richard de Beaulieu geſchrieben hatte, überzeugte mich von der Gleichheit der Schriftzüge. Ueberdies hatte der Verräther als Lohn zwei Schriftſtücke verlangt, die ihm auch zugeſtellt wurden. Das eine war ein Paß, der den Vorweiſer zum Beſuche des engliſchen Lagers ermächtigte; das andere ein Schutzbrief für die Waaren, welche ſich nach der Uebergabe des Platzes in einem gewiſſen Magazin der Stadt befinden könnten. Der Paß iſt von Richard de Beaulieu benutzt worden, als er ſich aus Pondichéry geflüchtet; der Schutzbrief hat ſich nach der Einnahme der Stadt in den Händen ſeines Agenten, Handlungsgeſellſchafters oder Freundes gefunden. Waren dieſe Beweiſe nicht klar und entſcheidend, und hatten die Franzoſen nicht Recht, auf ihn zu fahnden?«

»Vater, dieſes Zuſammentreffen von Umſtänden, welche gegen Richard zu zeugen ſcheinen, iſt ein Räthſel, deſſen Löſung wir hundertmal vergebens verſucht haben. Anfangs — verzeihe uns dieſen ſträflichen Gedanken — anfangs glaubten wir. Du ſelbſt habeſt, durch den Haß verblendet, dieſe Gerüchte verbreitet. Ich bitte Dich noch einmal, zürne uns deshalb nicht! Du biſt wohl unverſöhnlich in Deinem Zorn, aber wir hätten nicht vergeſſen ſollen, daß Du ein biederer, gerechter, edler Mann biſt. — Dann fiel unſer Verdacht auf einen Andern, deſſen ſcheinbarer Edelmuth eine Falle zu verbergen ſchien, und gegen den ein ſtarker, wohlbegründeter Verdacht vorlag. Aber um die Wahrheit zu ermitteln, hätten wir Erkundigungen einziehen und Schritte thun müſſen, zu denen wir in dieſer Einſamkeit keine Gelegenheit hatten.«

»Und was kann ich in der Sache thun?« unterbrach Sir Georges mit Ungeduld.

»Vater, Du biſt ein braver Offizier, dein in ganz Indien gefeierter Name wird von Freund und Feind geachtet; Du ſtehſt in großem Anſehen, haſt großen Einfluß. Wenn Du die Angelegenheit eines Unglücklichen, dem Deine Feindſchaft ſo verderblich geworden iſt, in die Hand nehmen wollteſt, ſo würde es Dir gewiß ohne Mühe gelingen, ihm die Achtung und Theilnahme guter Menſchen wieder zuzuwenden.«

»Du träumſt, Eliſabeth! Wenn es mir auch gelänge, die Zurücknahme des von engliſcher Seite geſprochenen Urtheils zu erwirken, wie könnte ich bei den Franzoſen, gegen die wir einen blutigen, erbitterten Krieg führen, ſeine Schuldloſigkeit darthun?«

»Du kannſt wenigſtens frei handeln, Vater; und wenn Du nach gewiſſen Andeutungen, die ich geben könnte, entweder zu Pondichéry oder Madras eine neue Unterſuchung veranlaſſen wollteſt . . . und ungeachtet des Krieges verkehrſt Du gewiß oft mit einflußreichen Franzoſen; wenn Du ein Wort zu Gunſten meines Richards ſprechen, Deinen Irrthum geſtehen, ihn vielleicht ſogar öffentlich als deinen Schwiegerſohn anerkennen wollteſt . . .«

»Nie!« unterbrach der Commodore mit Heftigkeit. »Um ihn in Schutz zu nehmen, müßte ich ihn für ſchuldlos halten, und ich weiß, daß er ſchuldig iſt. Und eher würde der Himmel auf die Erde herabſtürzen, als ich mich entſchließen könnte, meine Verwandtſchaft mit einem Manne anzuerkennen, der mein Unglück verſchuldet und Dich in dieſe traurige Lage verſetzt hat!«

Eliſabeth wollte den rauhen Seemann wiederholt mit Bitten beſtürmen, als leiſe an die Thür geklopft wurde und Richard eintrat.

»Sir Georges,« ſagte er, »verzeihen Sie, daß ich eine Unterredung ſtöre, von der ich mich fernhalten ſollte; aber ich muß Ihnen zu bedenken geben, daß der Major Grudmann und der Doctor Van Stetten Sie im Nebenzimmer erwarten, und daß Ihre längere Abweſenheit den Argwohn des Gouverneurs wecken könnte.«

»Gut,« erwiederte der Commodore kalt und ſtolz; »ich will mich ſogleich zu den Herren begeben. Aber ich habe nicht zu fürchten, daß der gewaltige Major entdecke, wer ich bin, denn in dieſem Falle würde er auch entdecken, wer Sie ſind, und die Gefahr wäre für uns beide gleich.«

Der beleidigende Argwohn, der in dieſen Worten lag, rief eine plötzliche Röthe auf Richards Wangen hervor; aber ein Wink Eliſabeths beſänftigte den Coloniſten.

Der Commodore fügte nach einer kurzen Pauſe hinzu:

»Ich werde ſogleich ſehen, Sir, wie aufrichtig Sie es mit Ihren ſchönen Worten meinen. Sie haben mir die Verſicherung gegeben, daß Sie der Abreiſe meiner Tochter, der ich die ihr geraubte ehrenvolle Stellung wiedergeben will, kein Hinderniß in den Weg legen würden. Vereinigen Sie daher Ihre Bitten mit den meinigen, um ſie zur Abreiſe zu bewegen. Ich habe mich ihr zu Liebe entſchloſſen, gewiſſe ihr naheſtehende Perſonen, von denen ſie ſich nicht trennen mag, unter meinen Schutz zu nehmen. Sind Sie noch geneigt, die Ausführung dieſes Planes nicht zu hindern?«

»Ja, Sir Georges,« antwortete Richard Palmer mit

Wärme; »ich billige Ihr Vorhaben, deſſen Verwirklichung mein größter Wunſch iſt. — Eliſabeth,« fügte er, ſich an ſeine Frau wendend, hinzu, »verſäume nicht die ſich darbietende Gelegenheit, wieder in die civiliſirte Welt einzutreten; dieſe Gelegenheit wird vielleicht nicht wieder kommen. Nimm ſie Alle mit, die mir theuer ſind; Du weißt ja, daß deine und ihre Leiden mir den größten Kummer machten, daß die Ungewißheit deiner und ihrer Zukunft meine drückendſte Sorge war. Ueberlaß mich, ich beſchwöre Dich, dem Verhängniß, das mich verfolgt; ich werde ſtark und muthig ſein, wenn ich weiß, daß Du glücklicher biſt als ich. Du kannſt Dich ohne Bedenken unter Sir George's Schutz begeben; er liebt Dich, er iſt gut; nur gegen mich hat er ſich ungerecht und grauſam gezeigt. — Liebe, theure Eliſabeth, denke an Dich, an unſer Kind, deſſen Zukunft ſo düſter, ſo hoffnungslos iſt!«

Es war unmöglich, die Aufrichtigkeit dieſer dringenden Bitte zu verkennen; aber Eliſabeth antwortete mit Feſtigkeit:

»Richard, ſpare deine Worte; mein Entſchluß iſt gefaßt: ſo lange mir ein Lebensodem bleibt, trenne ich mich nicht von Dir.«

»Liebe Eliſabeth, bedenke doch, daß hier dein Leben gefährdet iſt!«

»Nun, dann können mein Mann und mein Sohn wenigſtens auf meinem Grabe weinen.«

Richard faßte die Hand ſeiner Frau und drückte ſie an ſeine Lippen.

»Ich dachte es wohl,« ſagte er traurig zu dem Commodore, »nichts kann ihren liebenden, muthigen Sinn

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

beugen. Sie wird Alles erdulden, bis ſie von der Laſt erdrückt wird!«

Sir Georges ſtand auf.

»Meine Tochter wird ſich beſinnen,« ſagte er mit unſicherer Stimme; »ſie wird die Nachſicht, von der ich ihr heute einen Beweis gegeben, zu ſchätzen wiſſen und ihre Einwilligung nicht von einer unſinnigen, unmöglichen Bedingung abhängig machen. — Die »Gertrud« wird hier bleiben, bis ſie ihre Ladung eingenommen. Unterdeſſen werde ich Eliſabeth oft ſehen, und hoffentlich wird ſie einſehen, was ſie mir, ihrem Kinde und ſelbſt ihrem Manne ſchuldig iſt. — Kein Wort, mein Kind; Du biſt jetzt in einer Aufregung, aus welcher nur unheilvolle Entſchlüſſe hervorgehen. — Kommen Sie, Herr . . . Herr Palmer, es iſt Zeit, den Major aufzuſuchen.«

Eliſabeth warf ſich in ſeine Arme und ſagte zärtlich:

»Nicht wahr, Vater, Du wirſt Richard verzeihen, wie Du mir verziehen haſt?«

Sir Georges antwortete nicht, und entfernte ſich mit dem Coloniſten.

Im Nebenzimmer fanden ſie Van Stetten und Grudmann, die Grog tranken und rauchten. Der Major warf den Eintretenden einen forſchenden Blick zu, als ob die lange Abweſenheit ſeinen Argwohn geweckt hätte. Aber der angebliche Smith ſagte zu ihm in holländiſcher Sprache und ganz gelaſſen:

»Wahrhaftig, Herr Gouverneur, Ihr Freund Palmer iſt ſehr zäh. Wir können uns über den Preis ſeiner Waaren nicht einigen; namentlich Reis und Zimmet ſind zu Batavia im Preiſe geſunken. Ich will wieder kommen,

aber mit dem Capitän Van Roer, der vielleicht geſchickter oder glücklicher ſein wird.«

Als das Geſpräch eben in Gang gekommen war, erſchien die Negerin Maria in großer Beſtürzung. Sie rief den Doctor Van Stetten zu Eliſabeth, die in Folge der uns bekannten heftigen Gemüthsbewegung einen bedenklichen Nervenanfall bekommen hatte.

Der Doctor ging ſogleich hinaus. Palmer war unruhig, und ſelbſt der Commodore ſchien befangen. Der Major Grudmann erhob ſich mit würdevollem Anſtande.

»Mynheer Smith,« ſagte er, »ich fürchte, daß wir den Nachbar Palmer beläſtigen; wir wollen uns daher, wenn's Ihnen gefällig iſt, in den Gouvernementspalaſt zurückbegeben. Ich wollte unſerm Doctor einen Platz in meinem Palankin anbieten; aber er muß ſich für dieſes Mal mit ſeinem Sonnenſchirme begnügen. Er trägt die Naſe hoch, weil er ſeinen Schmerbauch noch hat und ich den meinigen verloren habe; aber er iſt noch nicht lange in Neu-Drontheim, und er wird ſchon empfinden, was unſere Sonne vermag. — Mr. Palmer, ich hoffe, daß die Unpäßlichkeit Ihrer Lady keine üblen Folgen haben wird, und daß Sie morgen Abends an dem Feſte Theil nehmen können, das unſere Leute der Mannſchaft und den Paſſagieren von der »Gertrud« geben werden.«

Palmer beantwortete dieſe Einladung mit einigen kaum verſtändlichen Worten; dann verabſchiedete ſich der angebliche Smith mit ſichtlicher Verlegenheit, und die Gäſte ſetzten ſich in ihre Palankins.

Der Gouverneur, der etwas Geheimnißvolles in den

Beziehungen Smith's und Palmer's bemerkt hatte, ſagte, große Tabakswolken von ſich blaſend, für ſich:

»Hm, die beiden Engländer haben etwas mit einander. Ob ſie mich foppen wollen?«

VI.

Der Bimbang.

Mitten im Dorfe Neu-Drontheim befand ſich ein großer Schoppen, der den Einwohnern als Geſellſchaftslocal oder »Balley« dient. Mit dieſen Balleys, die in allen Ortſchaften von Sumatra vorhanden ſind, pflegt ein Gebäude zur Beherbergung von Fremden verbunden zu ſein; aber da die von großen Urwäldern und ſteilen Gebirgen umgebene Colonie nur von der Seeſeite zugänglich war, ſo hatte man es nicht für nothwendig gehalten, neben dem Verſammlungslocale eine Fremdenherberge zu erbauen. Der Balley von Neu-Drontheim beſtand daher nur aus einem auf hölzernen Pfeilern ruhenden, mit Palmblättern gedeckten Dach. Die ganze Einrichtung beſchränkte ſich auf einige Bänke.

Wenn ein befreundetes Schiff in den Hafen einlief, ſo pflegten die Einwohner der Mannſchaft und den Paſſagieren dieſes Schiffes ein Feſt oder Bimbang zu geben. Die Fremden wurden eingeladen, ſich Abends im Balley einzufinden, und hier wurden ſie von den verſammelten Einwohnern feierlich empfangen. Die »Gadiſen« (junge Malayinnen), ſchön geputzt, ließen ſie durch einen rede-

gewandten Greis begrüßen; dann reichten ſie den Reiſenden ihre Siribüchſen, aus denen der Siri (Betel) genommen und durch kleine Geſchenke erſetzt werden ſollte. Dieſe Geſchenke beſtanden gemeiniglich in Fächern, Spiegeln und anderen europäiſchen oder chineſiſchen Spielſachen. Wenn das Ceremoniell der Begrüßung vorüber war, kamen mannigfaltige Unterhaltungen an die Reihe.

Ein ſolches Feſt gaben die Einwohner von Neu-Drontheim den Schiffsleuten der „Gertrud“. Am zweiten Abend nach der Ankunft des Schiffes, zu der für die Zuſammenkunft beſtimmten Stunde, bot der Valley ein ſehr belebtes Bild.

Es war eine warme, helle Nacht, die Sterne funkelten ſo ſtark, wie man's nur in den Tropenländern ſieht. Unzählige Leuchtkäfer ſchwärmten in der Luft und zogen glänzende Streifen; eine leichte, erfriſchende Briſe trug die würzigen Düfte der Gewürznelken- und Zimmetbäume aus den nahen Pflanzungen herüber. Tiefe Stille herrſchte ringsum, man konnte ſogar das leiſe Wogen und Rauſchen des Urwaldes hören.

Das Geſellſchaftslocal war mit vielen chineſiſchen Laternen aus farbigem Papier erleuchtet. In Gewinden zwiſchen den Tragpfeilern hängend, bildeten dieſe jetzt auch in Europa beliebten Laternen ſehr hübſche Gruppirungen. Viele ſeltſame, ſchimmernde Inſecten, prachtvolle Nachtfalter umſchwirrten den hellſtrahlenden Raum. Die Catingangs, eine Art Harmonica, beſtehend aus kleinen Glocken, die mit einem Stäbchen geſchlagen werden, miſchten ihre ſanften, melodiſchen Klänge mit den Stimmen der Sänger und Sängerinnen, welche im Improviſiren mit einander

wetteiferten und einen Sängerkampf, Pantun genannt, aufführten. Im Mittelpunkte der Gesellschaft führten junge Malayinnen, in gestickten seidenen Gewändern und mit goldenen und silbernen Ringen an den Armen und Beinen, verschiedene Tänze und anmuthige Gruppirungen aus, während ihre Mütter und Hüterinnen im Halbkreise saßen oder kauerten.

Die übrige Gesellschaft theilte sich in abgesonderte Gruppen, je nach Nationalität, Farbe, Tracht und Charakter. In erster Reihe sind die holländischen Soldaten in ihren schmutzigen, geflickten, unvollständigen Uniformen zu nennen. In einem Winkel versammelt, plauderten sie gemüthlich von den Canälen der Heimat, auf denen man im Winter Schlittschuhe läuft, und von den sauberen Gärtchen mit den Porzellanfiguren. Dann kamen die kupferfarbenen Malayen mit dem turbanartig gewundenen Kopftuch; auf der Erde sitzend, hetzten sie zwei Kampfhähne, deren Spornen mit stählernen Spitzen bewaffnet waren, gegen einander. Hinter ihnen standen viele Zuschauer, die für den einen oder andern Hahn gewettet hatten, und bei jedem Wechsel des Kampfglücks hörte man wildes Geschrei, Verwünschungen, furchtbare Drohungen. Weiterhin saßen chinesische und malayische Opiumraucher, die ruhig ihrer unwiderstehlichen, gefährlichen Leidenschaft fröhnten. Neger und Negerinnen hatten sich zusammengefunden, um zu lachen, zu singen oder die Schika und Bambula zu tanzen; aber diese lustigen Afrikaner hielten sich fern von den Malayen und Malayinnen, die ihnen wegen ihrer weißen Zähne bei jeder Gelegenheit ihre Verachtung zu erkennen gaben. Andere bunte Gruppen endlich wurden von den weißgekleideten Hindu, von den Javanesen mit spitzen

Hüten und von den Tabak oder Betel kauenden Theerjacken der „Gertrud“ gebildet.

In dieſer zahlreichen und ziemlich gemiſchten Geſellſchaft befanden ſich einige Perſonen unſerer Bekanntſchaft. Der Gouverneur, Major Grudmann, thronte auf einem Rohrſtuhle am obern Ende des Saales. Als volksthümlicher Souverän, der ſeinen Unterthanen eine Ehre erweiſen will, hatte er ſeine allerneueſte Uniform angezogen, ſeinen ſchönſten Treſſenhut aufgeſetzt, und rauchte ſeine Pfeife mit imponirender Würde. Hinter ihm befanden ſich einige Perſonen, welche gleichſam ſeine Ehrengarde bildeten; es waren drei oder vier Subalternoffiziere der Beſatzung, mitten unter ihnen der Doctor Van Stetten, der wie immer ſeine große grüne Brille trug und Bemerkungen über die verſchiedenen Menſchenraſſen machte. Auch Palmer war da; er war verſtimmt und zerſtreut, aber er hatte nicht umhin können, in dieſer Geſellſchaft zu erſcheinen. Endlich kamen die eigentlichen Helden des Feſtes, Capitän Van Roer, der in ſeinem glanzledernen Hut gähnte, und der angebliche Smith, ſein Paſſagier, der ſehr verdrießlich ausſah und ſehr geneigt ſchien, die ganze Sippſchaft zum Teufel zu ſchicken. Uebrigens hatte ſich Sir Georges, trotz ſeiner Verſtimmung, ſehr freigebig gegen die Damen und Fräulein des Orts gezeigt; nie waren hübſchere Fächer, prächtigere Bänder und glänzendere Schmuckſachen in die Siribüchſen gelegt worden. Dieſe Freigebigkeit hatte ſogar jene des Capitäns Van Roer weit übertroffen, und vielleicht erhöhte ſie die lärmende Heiterkeit der Tänzerinnen.

Unter dieſen bewunderte man hauptſächlich „Leichtfuß“, des Elephantentödters Tochter. Ungeachtet ihres vom

Siri beſchädigten Mundes war ſie wirklich eine reizende Gadiſe. Sie zeigte durch ihre gerötheten Wangen, ihre feurigen, herausfordernden Augen, wie viel Vergnügen ihr die Unterhaltung machte. Es fehlte ihr auch nicht an Huldigungen verſchiedener »Farben«. Unter dieſen ſie umſchwärmenden Verehrern bemerkte man einen ſchönen Neger von Congo, einen ſafrangelben Indier und einen jungen Bootsmann von der »Gertrud«, der am beſten bei ihr gelitten ſchien. Wegen der unüberwindlichen Sprachſchwierigkeiten konnten alle drei ihre Bewunderung nicht mit Worten ausdrücken; aber da die Augen- und Geberdenſprache nicht verpönt war, ſo konnte ſie über die Gefühle, welche ſie ihren Verehrern einflößte, nicht im Zweifel ſein. Der junge Bootsmann ſchien jedoch am meiſten Gnade vor ihr zu finden, und die zierliche Büchſe der Gadiſe wurde mehr als einmal von dem galanten Seemann gefüllt.

Elephantentödter ſchien ſich um die Coketterie ſeiner Tochter nicht viel zu kümmern. Mitten unter den Zuſchauern am cock-pit *) kauernd, ließ er ſich durch ſolche Kleinigkeit nicht ſtören. Sein Hahn war freilich verwundet, wie wir wiſſen, und der Doctor van Stetten hatte das muthige Thier noch nicht wieder kampffähig gemacht; aber Elephantentödter wettete für einen andern Hahn, und er beobachtete das wechſelnde Kampfglück mit außerordentlicher Theilnahme. Einmal jedoch, als eine Pauſe eintrat, fand er Muße, einen Blick auf den Tanzplatz zu werfen. Er bemerkte ſeine Tochter; ſie hielt freudeſtrahlend die Schärpe oder »Salindami«, mittelſt welcher ſie ſammt ihren Genoſſinnen reizende Stellungen und Gruppen gebil-

*) Hahnenkampfplatz.

det, noch in der Hand. Sie wurde von ihren drei Verehrern umſchwärmt, und ſie ſchien gar nicht geſonnen, dieſelben zur Verzweiflung zu treiben. Plötzlich machte Elephantentödter ein finſteres Geſicht, er drängte ſich durch die Menge, trat zu ſeiner Tochter und ſagte mit ernſtmahnender Stimme:

»Denke an deine Mutter, die Rongine!«

Leichtfuß zuckte zuſammen, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen; das Lächeln ſchwand von ihren Lippen, ihr bis dahin ſo heiteres Geſicht nahm einen wilden Ausdruck an. Sie warf ihrem Vater einen drohenden, trotzigen Blick zu. Aber dann ſchlug ſie die Augen nieder. Sie wies ihre Verehrer ungeduldig zurück, warf die Schärpe über ihre Schultern, verließ den Tanzplatz und ſetzte ſich zwiſchen zwei alte Frauen, die den Feſtlichkeiten zuſahen. Der junge Bootsmann folgte ihr; aber der Neger und der Hindu, welche die Worte des Vaters verſtanden hatten, waren verſchwunden und wagten ſich den ganzen Abend nicht mehr in die Nähe der Gadiſe.

Am andern Ende des Balley, wo die Opiumraucher ſaßen, fand ein Auftritt ganz anderer Art ſtatt. Wir dürfen uns nicht wundern, den Gefährten Elephantentödters, den ſchweigſamen Malayen, den man vorzugsweiſe »Opiumraucher« nannte, unter dieſer Sippſchaft zu finden. Er konnte in ſeiner Weiſe das Feſt mitmachen, denn der Doctor hatte ihm Morgens ſeine Opiumbüchſe gefüllt. Er hatte daher die Gelegenheit benutzt, ſich in Geſellſchaft zu berauſchen. Auf der bloßen Erde liegend und den Kopf auf einen Block gelehnt, hielt er die Opiumpfeife in der Hand. Neben ihm ſaß Yaw, der erſte von Palmer's chineſiſchen

Ackerknechten, und half mit einem gewiß nicht uneigennützigen Eifer die Pfeife im Brande erhalten.

Wir wiſſen, daß Yaw, wie die meiſten Bewohner des himmliſchen Reiches, ſelbſt ein leidenſchaftlicher Opiumraucher war, und er benutzte jede Gelegenheit, dieſem koſtſpieligen Genuſſe umſonſt zu fröhnen. Er pflegte ſich daher dem Malayen, wenn »Stoff« vorhanden war, ſehr freundſchaftlich anzuſchließen und ihm allerlei kleine Dienſte zu erweiſen. Zum Lohn für ſeine Gefälligkeit wurde ihm geſtattet, den in der Pfeife zurückbleibenden Reſt zu rauchen; oft ſogar benutzte er die Trunkenheit ſeines Freundes, um ihm einige friſche Opiumkörner zu entwenden und ſich an denſelben in ſeinen Mußeſtunden zu laben.

Die Erwartung eines ſolchen unentgeltlichen Genuſſes hatte ihn auch dieſes Mal ſo freundlich und zuvorkommend gemacht. Man mußte ihn ſehen, wie er ſich wiegte und ſchmunzelte, während ſein langer Zopf ſich auf ſeinem Rücken wand wie eine zornige Schlange. Der ſchlaue Schwätzer wurde nicht müde, den rohen, verthierten Malayen ſeines Wohlwollens zu verſichern.

»Yaw iſt dein Freund,« ſagte er mit honigſüßem Tone; »die Freundſchaft iſt Gold. Yaw wird Dich bewachen wie eine Mutter ihr ſchlummerndes Kind. Genieße die Freuden, welche dieſer wundervolle Mohnſaft bietet, und der Himmel ſende Dir roſenfarbene Träume, voll von goldenen Pagoden, kleinfüßigen Mädchen und lieblich duftendem Thee. Verſenke Dich in das Entzücken, das den Armen dem mächtigen Mandarin gleich macht, den Schmerz des Leidenden ſtillt und uns in den Himmel verſetzt.«

Dieſe halb chineſiſch halb im localen Kauderwälſch

geſprochenen Worte waren ohne Zweifel verloren für den Blödſinnigen, der ſich bereits im erſten Stadium des Opiumrauſches befand; aber ſie lullten ihn ein wie ein Wiegenlied den Säugling, der es nicht verſteht. Yaw verlor die Geduld nicht; immer aufmerkſam und holdſelig freundlich, unterhielt er das heilige Feuer, legte immer friſches Opium auf und ſagte, ſich unaufhörlich hin- und herwiegend:

»Wer einen Freund hat, iſt ein glücklicher Menſch.«

Dabei ſammelte er ſorgfältig die nicht ganz verbrannten Ueberreſte des koſtbaren Giftes und warf lauernde Blicke auf ſeinen Freund, um den Augenblick wahrzunehmen, wo der Malaye die Beſinnung verlieren würde; aber dieſer war ein geübter Opiumraucher und er brauchte eine ſtarke Doſis, um ſich zu berauſchen. Ueberdies verſetzten ihn dieſe widerlichen Dämpfe nicht in die ſanfte, ruhige Extaſe, die der Chineſe zu finden gedachte; je länger er rauchte, deſto krampfhafter zog ſich ſein kupferiges Geſicht zuſammen, deſto ſtarrer und wilder wurde ſein Blick.

Bald glaubte indeß Yaw an gewiſſen Zeichen zu erkennen, daß der Raucher vollſtändig betrunken ſei. Ohne ſeine Schmeichelreden zu unterbrechen, nahm er aus dem Sarong des Malayen die Büchſe, welche den Opiumvorrath enthielt, öffnete ſie und legte eine neue Priſe auf das Feuer ſeiner Pfeife. Da ſein Camerad offenbar nicht mehr die Kraft hatte, den Dampf einzuziehen, ſo ſteckte er die Büchſe in ſeine Taſche und führte die Pfeife zum Munde. Dabei hörte er nicht auf zu wackeln und zu ſchmunzeln, und während ſein langer Zopf bei jeder Bewegung

ſeines kahlgeſchornen Kopfes rechts und links baumelte, wiederholte er mit ſcheinheiliger Miene:

»Die Freundſchaft iſt Gold. Jetzt kommt die Reihe an mich! Der Freund muß Alles was er beſitzt mit dem Freunde theilen. So ſprach mein Großoheim, der Mandarin mit dem Kryſtallknopf, der mehre Gärten bei Canton beſaß.«

Er fing nun an eifrig zu rauchen, um ſich ſo bald wie möglich in dem Zuſtande zu befinden, in welchem ſein Pylades war, und er bemerkte nicht, daß ein anderer Chineſe, ſein Untergebener, ihn belauerte, um ihm vielleicht denſelben Streich zu ſpielen, wenn der Augenblick gekommen ſein würde.

Ebenſowenig bemerkte er, daß Opiumraucher ihn ſtarr und drohend anſah und daß die zitternde Hand des Malayen nach dem im Gürtel ſteckenden Kriß griff; die Befriedigung ſeiner gewaltigen Leidenſchaft ließ den Chineſen ſeine gewohnte Schlauheit und Vorſicht vergeſſen.

Plötzlich ſtieß Opiumraucher ein heiſeres Geſchrei aus, ähnlich dem Gebrüll des Tigers im Walde, und richtete ſich auf; in ſeiner noch nicht vollſtändigen Betäubung hatte er den ſchmählichen Mißbrauch des Vertrauens bemerkt, der an ihm verübt worden war, und ein Wuthanfall beſiegte endlich die Erſchlaffung ſeiner Gliedmaßen. Er warf ſich auf Yaw mit drohend erhobenem Kriß, und der Chineſe konnte ſich glücklich ſchätzen, daß er ſeine Geiſtesgegenwart und Gewandtheit noch beſaß, denn ſonſt würde er Niemand mehr hintergangen haben. Blitzſchnell ſprang er auf die Seite, und Opiumraucher, der mit aller Kraft zum Stoß ausgeholt hatte, fiel der Länge nach auf den

Erdboden und ſtieß die Klinge ſeines langen Dolches tief in den Sand.

Die Verſammlung gerieth in große Beſtürzung.

»Er iſt toll!« ſagte eine Stimme.

»Ja, ja, er iſt toll,« wiederholte man auf allen Seiten.

Die Weiber liefen davon; die furchtſamen Neger und Chineſen folgten dem Beiſpiel der Weiber, die holländiſchen Soldaten hingegen zogen ihre Säbel und rüſteten ſich zur Abwehr.

Um die Tragweite dieſer Worte: »Er iſt toll!« zu würdigen, verweiſen wir auf unſere frühere Bemerkung, daß die Opiumraucher unter den Malayen oft von einer Art Raſerei befallen werden, in welcher ſie alle ihnen nahe kommenden Perſonen anfallen und tödten. Es iſt in der That eine Art Wuth, ähnlich der Waſſerſcheu, und wir wiſſen, daß der Genoſſe des Elephantentödters längſt in Gefahr war, von derſelben befallen zu werden.

Man zweifelte daher nicht, daß es jetzt der Fall ſei. Der Malaye hatte den Chineſen ganz unerwartet angegriffen, und der ſchlaue Yaw ſchrie und wälzte ſich auf der Erde, ſo daß man glauben konnte, er ſei tödtlich verwundet. Man erwartete nun, der Raſende werde aufſpringen und die Umſtehenden angreifen, und deshalb zogen die an ſolche Auftritte gewöhnten Soldaten die Säbel, während die Mehrzahl der Geſellſchaft davonlief. Ein Kreis blanker Klingen bildete ſich ſofort um den ausgeſtreckt liegenden Malayen.

Der Gouverneur war ruhig auf ſeinem Rohrſeſſel ſitzen geblieben und rauchte mit echt niederländiſchem Phlegma

ſeine Pfeife. Als ſich die Soldaten zu ihm wandten, um ſeine Befehle zu empfangen, ſagte er ganz gelaſſen:

»Stoßt ihn nieder.«

Der Major Grudmann war ein herzensguter Mann; aber die Ausübung der unumſchränkten Gewalt in dieſem wilden Lande hatte ſein Gefühl abgeſtumpft, und er betrachtete einen in Opium berauſchten Malayen wie einen entlaufenen Büffel oder wie eine giftige Schlange.

Die Soldaten waren im Begriff, den Befehl ihres Anführers zu vollziehen, aber ein in den Kreis ſtürzender Mann wehrte die Soldaten ab. Es war Elephantentödter, der ſeinem Landsmann zu Hilfe eilte, vielleicht weniger aus perſönlicher Zuneigung, als aus Haß gegen die Europäer, die einen Malayen niederſtoßen wollten.

»Opiumraucher iſt nicht toll,« rief er den Soldaten zu; »er iſt von dieſem verwünſchten Chineſen verhöhnt, beſtohlen worden. Er rächt ſich, und er thut recht. Rühret ihn nicht an.«

Er zeigte auf Yaw, der ohne die mindeſte Wunde aufgeſprungen war und davonlief, während Opiumraucher, der ihm nicht zu folgen vermochte, ſich grunzend auf der Erde wälzte.

Die Soldaten ſahen den Major fragend an.

»Nun, wenn er nicht gefährlich iſt, ſo laſſet ihn,« ſagte Grudmann.

Die Holländer traten zurück. Elephantentödter kauerte nun neben ſeinen Genoſſen nieder, nahm ihm aus Vorſicht ſeinen Kriß, wickelte ihn in ſeinen Sarong und trug ihn fort. Als er an ſeiner Tochter und dem Bootsmann vorüberging, wiederholte er droheud:

»Denke an die Rongine, deine Mutter!«

Fünf Minuten nachher hatte ſich die Geſellſchaft wieder verſammelt, und die unterbrochenen Geſänge, Tänze und Geſpräche wurden wieder angeknüpft.

VII.

Der Major Grudmann.

Dieſer Zwiſchenfall hatte unter den um den Gouverneur verſammelten Europäern eine gewiſſe Aufregung hervorgerufen. Sir Georges ſagte lachend:

»Eine ſchöne Probe der hieſigen Ritter! Fürwahr, Herr Major, ich kann die feine Geſittung Ihrer Unterthanen eben nicht rühmen.«

»Bah! Das ſind Kleinigkeiten,« erwiederte der Gouverneur; »es geſchehen hier oft ganz andere Dinge, und es koſtet einige Mühe, die Ordnung zu erhalten. Uebrigens hätte ich mit dieſen beiden unbändigen Malayen längſt kurzen Prozeß machen ſollen; aber da ſie Herrn Palmer gehören, ſo bin ich ihm zu Gefallen nachſichtig geweſen.«

»Ich danke Ihnen, Herr Major,« erwiederte Palmer zerſtreut; »ich für meine Perſon habe noch keinen genügenden Grund gehabt, die beiden Leute zu entlaſſen. Opiumraucher iſt gewöhnlich nur ein harmloſes Geſchöpf; er treibt die Büffel auf die Weide, und er verſieht dieſen Dienſt zu meiner Zufriedenheit. Elephantentödter iſt der beſte Jäger in der Colonie, und bis jetzt . . .«

»Es ſind ſehr elegante Diener für die Damen des

Palmer'ſchen Hauſes,« unterbrach Sir Georges mit einer Ironie, deren Bedeutung nur Richard verſtehen konnte. »Es ſind vermuthlich Menſchenfreſſer; alle Malayen ſollen es ja ſein.«

»Nicht alle,« entgegnete der Doctor Van Stetten; »aber die beiden Kerle, die vorhin hier waren, ſind's gewiß. Sie gehören zu dem Stamme der Batta, einem der wildeſten im Innern der Inſel. Und haben Sie nicht gehört, Mr. Smith, was Elephantentödter ſeiner Tochter zurief?«

»Es iſt möglich, aber ich verſtehe dieſe Sprache nicht.«

»Ich auch nicht; aber das Wort Rongine führt mich zu der Vermuthung, daß der Vater ſeine Tochter warnte, weil ihre Gefallſucht viel für die Zukunft verſpricht. Dieſe Warnung bezieht ſich gewiß auf eine hier allgemein bekannte Geſchichte, die unſern werthen Major ſeiner Zeit ſehr ergötzt hat.«

»Ja, ja,« ſagte der Gouverneur, »die Geſchichte iſt ſehr drollig.«

»Erzählen Sie doch, meine Herren,« ſagte Sir Georges zerſtreut; »eine unterhaltende Geſchichte wird weder von dem Capitän Van Roer noch von mir verſchmäht.«

»Ich will ſie Ihnen mit kurzen Worten erzählen,« erwiederte der Doctor. »Elephantentödter wohnte noch vor einigen Jahren in ſeiner Heimat, und er hatte ein Weib, das er liebte — inſofern ein Malaye lieben kann. Dieſe ſehr ſchöne Frau hieß die »Tänzerin«, in malayiſcher Sprache die »Rongine«, denn Sie wiſſen, daß die Malayen keine Namen, ſondern nur Beinamen haben. Die Rongine war alſo eine leidenſchaftliche Tänzerin und ver-

ſäumte keine Feſtlichkeit in der Nachbarſchaft. Die Folge davon war, daß ſie ihren Mann betrog und von ihm umgebracht wurde.«

»Die Geſchichte iſt nicht neu, Doctor; ſo etwas fällt auch in civiliſirten Ländern ziemlich oft vor.«

»Nur Geduld, Mr. Smith. Der Anfang erinnert zwar an europäiſche Sitten, allein das Ende iſt nur unter Wilden möglich. Elephantentödter hat alſo die Rongine erſchlagen. In ſeiner Heimat iſt aber nicht nur das ſchuldige Weib, ſondern auch der Verführer der Strafe verfallen. Elephantentödter führte Klage beim Radſchah oder Gouverneur, und der Galan wurde zu der in ſolchen Fällen üblichen Strafe verurtheilt!«

»Und worin beſteht dieſe Strafe?«

»Oeffentlich gefreſſen zu werden. Der Mann, der Bruder, der Vater, oder wer ſonſt die nächſten Anſprüche an das gefallene Weib hat, kann nach Belieben den beſten Biſſen wählen. Elephantentödter wird Ihnen ſagen, daß er die Ohren des Verführers wählte. Die Ohren ſollen, wie er verſichert, ein Leckerbiſſen ſein.«

»Und er verzehrte ſie mit Citronenſauce,« fügte der Gouverneur lachend hinzu, »es iſt die officielle Sauce, wie ſie das Geſetzbuch der Battas vorſchreibt.« *)

Ein lautes Gelächter beſchloß die Anecdote.

»In der alten Welt,« ſagte Sir Georges, »hat man derartige Strafen noch nicht eingeführt, und wahrſcheinlich deshalb gibt es dort ſo viele gefallſüchtige Weiber. — Und in Folge dieſes Abenteuers hat Ihr Elephantentödter ſeine Heimat verlaſſen, um hier Dienſte zu nehmen?«

*) Thatſache.

»Wegen einer ſolchen Kleinigkeit wäre er wahrſcheinlich nicht fortgegangen; aber man ſprach von Dolchſtichen, die er mit den Verwandten des Gefreſſenen gewechſelt; kurz, vor zwei oder drei Jahren kam er mit ſeiner Tochter von Padang hier an. Sein Gepäck würde in einem Hutkopf Platz gehabt haben; aber in Palmer's Dienſten hat er ſich etwas erworben.«

»Es ſcheint aber,« erwiederte Sir Georges, »daß er ſeine Tochter ſtreng beaufſichtigt, und das wenigſteus macht ihm Ehre.«

»Daher haben ſich auch der Hindu und der Schwarze, welche die Geſchichte der Rongine kennen, eiligſt aus dem Staube gemacht. Aber dort ſteht Ihr ſchmucker Bootsmann und liebäugelt mit der hübſchen Malayin; er weiß nicht, was er zu fürchten hat, wenn Elephantentödter die Geduld verlieren ſollte, und viel Geduld ſcheint er nicht zu haben.«

»Ich muß den armen Jungen warnen,« ſagte der Capitän Van Roer; »ich brauche meinen Bootsmann zur Rückreiſe nach Europa.«

»Allen Reſpect vor den Vätern, die ein ſo wachſames Auge auf ihre Töchter haben!« ſagte Sir Georges mit Bitterkeit; »ſie werden nicht gefoppt und verhöhnt wie manche Väter in anderen Welttheilen.«

Er warf einen ſtechenden Blick auf Palmer. Grudmann bemerkte es, aber er erwiederte gemüthlich heiter:

»Ja, ja, Elephantentödter iſt ſtreng, aber nur gegen Schwarze, Hindu oder Europäer, die er in ſeinem dummen Stolze für eine geringere Raſſe hält; die Malayen, welche ſein Töchterlein umſchwärmen, haben weniger von ihm zu fürchten. Wenn ihm einmal die Piaſter und Rupien feh-

len, ſo iſt er im Stande, um ſeine Tochter zu würfeln oder ſie in einem Hahnenkampfe auszuſpielen — mit dem Vorbehalte, den Gegner, der ſie ihm abgenommen, mit Citronenſauce zu verſpeiſen.«

Der Gouverneur war der Erſte, der über den Witz lachte; dann wandte er ſich zu einem alten holländiſchen Sergenten, der den ganzen Abend bei ſeinem Stuhle geſtanden, und flüſterte ihm einige Worte zu, die der Andere kurz und entſchieden beantwortete. Palmer benutzte dieſen Augenblick und ſagte leiſe zu dem Commodore:

»Um des Himmels willen, Sir, tragen Sie doch Ihren Haß gegen mich und Ihre Schmähſucht nicht ſo offen zur Schau; der Major hat Verdacht.«

Sir Georges machte eine zornige Bewegung. Grudmann bemerkte es wieder, aber dieſesmal hielt er es nicht für nothwendig, ſich Zwang anzuthun.

»Man könnte wirklich glauben, Mr. Smith,« ſagte er zum Commodore, »Sie wären böſe auf Palmer, weil er für ſeinen Reis und Zimmet einen zu hohen Preis fordert, und Palmer ſcheint auch einen Groll auf Sie zu haben. — Palmer,« fügte er freundlich, ſich zu dem Coloniſten wendend, hinzu, »Sie ſind ein zu gebildeter Mann, als daß Sie die harmloſen Bemerkungen Mr. Smith's über Ihre Leute übel nehmen könnten.«

Der Coloniſt betheuerte, ohne jedoch ſeine Verlegenheit verbergen zu können, daß er ſolche Gedanken gar nicht gehabt, und Sir Georges verſicherte nicht ohne Ironie, daß er Palmer achte und werthſchätze. Grudmann ſtopfte ruhig ſeine Pfeife und fuhr fort:

»Das läßt ſich hören! Landsleute ſollen ſich auch mit-

einander vertragen. Man könnte glauben, Mr. Smith, Sie wären eben erſt aus Europa gekommen, da Sie ſich über die Gebräuche dieſes Landes ſo wundern. Sie haben aber, wie ich höre, ſchon mehrere Reiſen im indiſchen Meere gemacht.«

Palmer warf dem Commodore wieder einen warnenden Blick zu, um ihn zur Vorſicht zu ermahnen.

»Ja, ja,« erwiederte der angebliche Smith, »das indiſche Meer iſt mir nicht unbekannt . . . aber man geht ſelten an's Land . . .«

»So! Wie können Sie denn Ihre Handelsgeſchäfte machen? Man muß doch an's Land gehen, um das Schiff zu befrachten oder die Ladung zu löſchen.«

»Ich mache nicht immer Handelsgeſchäfte; ich reiſe auch aus Neugierde.«

»Hm! Die Neugierde iſt in dieſem Welttheile mit Gefahren verbunden. — Aber wenn Sie aus Neugierde reiſen, müſſen Sie intereſſante Nachrichten erfahren, und bis jetzt haben Sie mir keine mitgetheilt. Für arme Einſiedler, wie wir ſind, könnten Vorgänge, die vor ſechs Monaten ſtattgefunden, noch neu ſein.«

Der Major ſah dabei ſo arglos und gutmüthig aus, daß man keine Hintergedanken vermuthen konnte. Gleichwohl ſchien Palmer auf glühenden Kohlen zu ſein, während Sir Georges etwas verdrießlich antwortete:

»Ich weiß nichts, Herr Major; der Capitän Van Roer könnte Ihre Frage beſſer beantworten.«

»Ich,« antwortete Van Roer, ein phlegmatiſcher, wortarmer Flamänder; »ich könnte Ihnen höchſtens den

letzten Curs des Kaffees und der Gewürze auf dem Markte von Batavia ſagen.«

»Wenn das iſt, meine Herren,« ſagte Grudmann, »ſo werde ich Ihnen etwas Neues erzählen. Wiſſen Sie, daß der franzöſiſche Corſar »Surcouf« wieder im indiſchen Meere erſchienen iſt?«

»Surcouf!« wiederholte der Commodore betroffen; »das iſt unmöglich!«

»Glauben Sie? Er hat den Engländern doch ſchon Schiffe gekappert.«

»Es iſt unmöglich, ſage ich Ihnen!« rief Sir Georges in großer Aufregung; »er mag vielleicht ein ohne Escorte ſegelndes Handelsſchiff im indiſchen Meere angetroffen haben.«

»Wie Sie Feuer fangen!« ſagte der Gouverneur lachend. »Aber wenn Sie auch in die Luft fliegen wie ein Pulvermagazin, die Sache wird dadurch nicht geändert. Es handelt ſich hier nicht um eiu einzelnes Handelsſchiff; »Surcouf« hat drei ſchöne Schiffe der oſtindiſchen Compagnie gekapert, und dieſe Schiffe ſtanden unter dem Schutze der Fregatte »Dorothea«, welche die Flagge des Commodore Stevenſon führt.«

Sir Georges vermochte ſich kaum zu mäßigen.

»Wenn das iſt,« ſagte er, »hat die »Dorothea« gewiß einen hartnäckigen Kampf mit dem frechen Abenteurer beſtanden.«

»Da irren Sie ſich,« erwiederte Grudmann mit kalter Ruhe; »man weiß nicht, warum ſich der Commodore nicht am Bord befand, und ſeine Fregatte hat ſich ſchmählich geflüchtet von dem gefürchteten Surcouf.«

Ein ſchrecklicher Fluch entſchlüpfte dem Munde des Seemannes.

»Das iſt nicht wahr, Tauſend Donnerwetter! Es iſt erlogen!« rief er mit einer Donnerſtimme und ſprang auf.

Die ganze Verſammlung war aufmerkſam, obgleich die meiſten Anweſenden nicht wußten, wovon die Rede war.

»Mein Gott! er ſtürzt ſich in's Verderben.« ſagte Richard für ſich.

Und dem Commodore flüſterte er in's Ohr:

»Es iſt eine Falle. Nehmen Sie ſich in Acht!«

Sir Georges war nicht mehr im Stande, eine ſolche Warnung zu verſtehen.

»Im Namen der Ehre, Herr Major,« fuhr er fort, »ſagen Sie mir, worauf ſich dieſe unglaubliche Nachricht gründet.«

Grudmaun antwortete nicht; er blinzte mit den Augen und gab dem Sergenten einen kurzen Befehl. Der Sergent entfernte ſich. Der Gouverneur zündete nun ganz methodiſch ſeine Pfeife an und ſagte mit der größten Ruhe:

»Dieſe Nachricht ſcheint Ihnen viel Kummer zu machen, Mr. Smith. Beruhigen Sie ſich, die Sache verhält ſich doch vielleicht nicht ganz ſo.«

Sir Georges athmete freier.

»Sie wiſſen alſo,« fragte er, »daß der Corſar »Surcouf« —«

»Ich weiß nicht genau, ob er hier in der Nähe iſt.«

»Und die Fregatte »Dorothea?«

»Kreuzt noch in der Meerenge von Malakka oder im Golf von Bengalen, oder wo ſie ſonſt Befehl erhalten hat.«

»Ich begreife nicht,« ſagte Sir Georges ſtolz, »was Sie mit dieſer lächerlichen Geſchichte beabſichtigten.«

»Major Grudmann,« fiel Palmer ein, »es iſt nicht großmüthig von einem braven Soldaten wie Sie, die Vaterlandsgefühle engliſcher Unterthanen, die jetzt Ihre Gäſte ſind, ſo tief zu verletzen.«

»Ei, Nachbar Palmer,« erwiederte der Gouverneur, »ſind Sie ſo ſchlecht unterrichtet, oder ſo verblendet, daß Sie einer Erklärung meines Verhaltens bedürfen? Nun, Sie ſollen ſammt dem ehrenwerthen Gentleman, den Sie ſo eifrig in Schutz nehmen, nicht lange auf die Erklärung warten.«

Man hörte gleichmäßige, gemeſſene Fußtritte näher kommen. Zwölf holländiſche Soldaten, in vollſtändiger Rüſtung und mit aufgeſtecktem Bajonette, marſchirten unter der Führung des alten Sergenten durch die beſtürzte Menge und umzingelten die Gruppe von Europäern.

Palmer erblaßte, Sir Georges hingegen warf ſich in die Bruſt. Der Major Grudmann ſtand auf und ſagte mit feſtem, entſchloſſenem Tone zu dem angeblichen Smith:

»Sie ſind George Stevenſon, Commodore in der engliſchen Marine. Verſuchen Sie nicht zu läugnen; Sie ſind erkannt worden, und überdies haben Sie ſich ſelbſt verrathen. — Behaupten Sie, daß Sie nicht Sir George Stevenſon ſind?«

Tiefe Stille folgte; ſelbſt die Neger, Chineſen, Malayen ſchienen zu ahnen, daß es ſich um etwas Wichtiges handle.

»Und wenn ich's wäre?« antwortete Sir Georges mit heiterer Ruhe; »iſt nicht jetzt Waffenſtillſtand zwiſchen den

Niederlanden und England? Bin ich nicht mit einem vom Generalgouverneur zu Batavia unterzeichneten Paß und mit Empfehlungen mehrer achtbarer Holländer als Passagier des braven Capitän Van Roer hierhergekommen?«

»Der Teufel soll mich holen, wenn ich gewußt habe, wer Sie sind!« unterbrach Van Roer und machte große Augen.

»Der Capitän Van Roer,« entgegnete der Major, »ist getäuscht worden wie die erwähnten achtbaren Personen, wie der Generalgouverneur, wie ich selbst. Was für Mittel man angewendet hat, um den Zweck zu erreichen? daran liegt wenig; so viel ist gewiß, Commodore Stevenson, daß Sie sich verkleidet und unter einem falschen Namen in eine Colonie eingeschlichen haben, die Ihre Nation, wie ich gewiß weiß, in kürzester Frist anzugreifen gedenkt, gleichwie sie die anderen holländischen Besitzungen angegriffen hat. Glauben Sie etwa, daß ich, als Major in der Armee der batavischen Republik, nichts dazu sagen dürfte? Was haben Sie sonst hier zu thun, als den Zustand unserer Festungswerke zu untersuchen, unsere Kanonen und Soldaten zu zählen, um später diesen Platz desto leichter nehmen zu können? Aber so lange der alte Sigmund Grudmann lebt, wird es dahin nicht kommen, darauf verlassen Sie sich.«

Viele Stimmen wurden zugleich laut; aber die Stimme Palmer's beherrschte alle anderen.

»Major Grudmann,« sagte er, »Sie haben mir oft Ihre Achtung und Zuneigung zu erkennen gegeben. Ich versichere auf Ehre, daß mir die Gründe, welche den Commodore zu dieser vielleicht unbesonnenen Reise nach Neu-

Drontheim bewogen haben, genau bekannt ſind, daß er aber keineswegs die unlautere Abſicht hatte, die Sie vermuthen, und wenn ich —«

»Still, Herr Palmer!« unterbrach der Gouverneur; »ich frage Sie nicht, in welchen Beziehungen Sie zu dem engliſchen Offizier ſtehen; ich weiß, daß Sie nicht fähig ſind, das Land zu verrathen, in welchem Sie ſeit Jahren eine gaſtliche Aufnahme gefunden. Der Commodore allein hat für ſeine Handlungen zu büßen und ich werde ihm beweiſen . . .«

»Major Grudmann,« fiel Palmer ein, »bevor Sie einen Entſchluß faſſen, der die unheilvollſten Folgen haben kann, würden Sie es wohl für angemeſſen halten, ſich mit Ihren Offizieren zu berathen . . .«

»Ich berathe mich mit Niemand, wenn es ſich um meine Pflicht handelt; ich bin für meine Handlungen verantwortlich. — Commodore Stevenſon, ich verhafte Sie im Namen der Regierung der bataviſchen Republik!«

Eine neue Pauſe folgte; die Anweſenden waren beſtürzt. Endlich ſagte Sir Georges:

»Ich proteſtire gegen dieſe Verletzung des zwiſchen England und Holland abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes! Ihre Regierung wird Sie desavouiren. In welcher Eigenſchaft kann ich Ihr Gefangener ſein?«

»Als Spion, da Sie es wiſſen wollen,« antwortete der Gouverneur.

Sir Georges wollte auf ihn losſtürzen, aber die Soldaten hielten ihn zurück.

»Major Grudmann,« ſagte er wüthend, »für dieſe Unverſchämtheit werden Sie mir Rede ſtehen!«

»Sobald als Sie frei ſind . . . vorausgeſetzt, daß Sie jemals frei werden, Commodore Stevenſon . . . ſtehe ich zu Dienſten. — Sie hatten vielleicht auf Ihren Schiffen gehört, der Major Grudmann ſei ziemlich von ſich eingenommen, aber beſchränkt, leichtgläubig, und Sie machten ſich in vollem Vertrauen auf den Weg, ihm den Puls zu fühlen. Jetzt haben Sie ihn kennen gelernt, was denken Sie nun von ihm? — Sie haben nicht Urſache ſich zu beklagen. Unter den obwaltenden Umſtänden wäre ich berechtigt, den Commodore Stevenſon unter Bedeckung von ſechs Mann mit ſcharfgeladenen Gewehren auf's Feld zu ſchicken und . . .«

Ein lautes Murren der anweſenden Land- und Seeoffiziere unterbrach dieſe Worte.

»Beruhigen Sie ſich,« fügte der Major hinzu; »ich werde dem Generalgouverneur die Entſcheidung überlaſſen. In kürzeſter Friſt wird die »Gertrud« unter Segel gehen, um den Gefangenen unter guter Escorte nach Batavia zu bringen. Bis dahin bleibt er im Fort, wohin ich ſelbſt ihn führen werde, und alle ſeine Papiere werden mir eingehändigt. Ich ſagte Ihnen ja, daß ich mich nicht foppen laſſe!«

Palmer verlangte, daß Sir Georges wenigſtens als Gefangener auf Ehrenwort betrachtet werde; der Commodore aber fiel ihm heftig in's Wort:

»Ich gebe mein Ehrenwort nicht! Wenn ich's thäte, würde ich mir das Anſehen geben, als ob ich Jemanden das Recht einräumte, mich zu verhaften. Dem Herrn Major, der in dieſer Einöde gewiß nur ſelten Gelegenheit findet, ſich wichtig zu machen, ſteht es frei, den Werth ſeines

ruhmvollen Fangs durch übermäßige Strenge zu erhöhen. Und andere Perſonen, die unwürdigen Verrath unter ſchönen Worten verbergen, werden mich nicht täuſchen.«

Palmer richtete ſchweigend die Blicke zum Himmel empor, als ob er ihn zum Zeugen des ihm widerfahrenen Unrechts nehmen wollte. Grudmann war zu ehrlich, um auf einem Schuldloſen einen Verdacht zu laſſen und antwortete raſch und entſchieden:

»In unſerer gegenſeitigen Stellung, Herr Commodore, kann mich Ihr Spott nicht treffen; aber Sie ſcheinen Herrn Palmer die Schuld an Ihrem Mißgeſchick aufzubürden, ich muß Sie enttäuſchen. — Sergent Müller,« ſagte er zu dem alten Soldaten, der den ganzen Abend bei ihm geweſen war, »trete Er vor!«

Müller trat drei Schritte vor und blieb ſalutirend vor dem Gouverneur ſtehen.

»Erzähle Er in Gegenwart des Herrn Commodore, was Er mir dieſen Morgen von ihm geſagt hat.«

»Ich habe die Wahrheit geſagt, Herr Major,« ſagte der Sergent mit einiger Verlegenheit. »Ich erkannte den engliſchen Capitän ſogleich, als er an's Land ſtieg. Es iſt nicht zu verwundern, denn ich war beinahe drei Monate Kriegsgefangener am Bord ſeines Schiffs, und ich ſah den Commodore alle Tage, wenn er auf's Verdeck kam. Er war nicht böſe, obſchon er auffahrend und heftig war, und ich wußte nicht recht, ob ich Ihnen meine Entdeckung melden ſollte. Ich dachte aber doch, es ſei beſſer, daß ich's rapportire, und da . . .«

»Er hat recht gethan, und wird eine Belohnung dafür erhalten. Er kann jetzt gehen.«

Der Sergent ſalutirte und trat wieder in Reihe und Glied.

»Meine Herren,« ſagte Grudmann zu der Verſammlung, »ich will nicht verſchweigen, daß ich ſchon vor Müller's Rapport einigen Verdacht auf den Paſſagier der »Gertrud« hatte. Dieſen Abend jedoch wollte ich mich überzeugen, ob nicht etwa ein Irrthum möglich ſei. Ich befahl dem Sergenten, bei mir zu bleiben und den verdächtigen Fremden mit Muße zu beobachten. Ich ſelbſt nannte die Namen »Surcouf« und »Dorothea«, um zu ſehen, welchen Eindruck ſie auf den ſogenannten Smith machen würden. Sie wiſſen, daß das Experiment gelungen iſt. Der Herr Commodore hat es daher nur ſich ſelbſt zuzuſchreiben, oder, wenn er will, mag er das Schickſal anklagen, daß ihm dieſes fatale Abenteuer widerfährt.«

Sir Georges gab keine Antwort.

Nach einer kurzen Pauſe fragte Grudmann kalt und ernſt:

»Iſt's gefällig, Commodore, mich in's Fort zu begleiten?«

»Da bin ich,« erwiederte Sir Georges und ſtellte ſich unter die Soldaten.

»Ich erkläre Ihnen noch einmal, Commodore Stevenſon,« fuhr Grudmann fort, »daß ich keine unnöthige Strenge gegen Sie anwenden möchte. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie keinen Verſuch zu entfliehen machen wollen, und Sie werden in der Colonie frei ſein, bis die »Gertrud« nach Batavia abſegelt.«

»Vorwärts, marſch!« antwortete der Engländer.

»Gut; da Sie bewacht ſein wollen, ſo wird man Sie bewachen.«

Der Major zündete ſeine Pfeife wieder an, drückte ſeinen Hut tiefer auf die Augen und begleitete den Gefangenen perſönlich, um der pünktlichen Vollziehung ſeiner Befehle gewiß zu ſein.

Der Doctor Van Stetten, der Capitän Van Roer und die meiſten Land- und Seeoffiziere blieben bei dem Feſte und unterhielten ſich lebhaft über die Ereigniſſe des Abends; aber Richard Palmer ſchloß ſich der Escorte an und ſprach leiſe mit dem Gouverneur.

Zu dieſer Stunde der Nacht begann der Nebel zu ſteigen und den Glanz der Sterne zu verdunkeln; die Leuchtkäfer verſchwanden allmälig und der Seewind wurde ſtärker und friſcher. Man konnte indeß noch die Gewehre der Soldaten blinken ſehen und den ganz gelaſſen zwiſchen ſeinen Hütern ſchreitenden Commodore leicht unterſcheiden.

Nach einem kurzen Geſpräch ſagte Grudmann zu Richard:

»Sprechen Sie mit ihm, wenn Sie wollen, Herr Palmer, aber es wird Ihnen nichts nützen. Ihre Landsleute beſitzen einen unbeugſamen Stolz, und dieſer iſt ein Starrkopf. Ueberdies ſcheinen Sie eben nicht in großem Anſehen bei ihm zu ſtehen, und eben deshalb habe ich keinen Verdacht auf Sie. — Verſuchen Sie es, ich erlaube es Ihnen.«

Er ſagte den Soldaten ein paar Worte, und Palmer konnte ſich dem Commodore nähern.

»Sir Georges,« ſagte Richard in engliſcher Sprache,

Digitized by Google

»haben Sie mir keinen Auftrag zu geben, keinen Wunsch auszudrücken?«

»Setzen Sie Elisabeth von diesem unerwarteten Mißgeschick mit gehöriger Schonung in Kenntniß, und sagen Sie ihr, daß ich sie zu sprechen wünsche . . . vorausgesetzt, daß man mir erlauben wird, sie zu empfangen.«

»Ich werde ihr diesen Wunsch mittheilen, Sir Georges, und ich hoffe noch, daß die Ihnen drohende Gefahr abgewendet werden kann.«

»Die Gefahr! Glauben Sie denn, daß die holländischen Behörden das schmähliche Benehmen dieses lächerlichen Commandanten gegen mich gutheißen werden?«

»Sie haben eine zu geringe Meinung von dem Major Grudmann, Commodore, und Sie sind nicht vorsichtig genug gewesen. Die holländischen Behörden werden diese Gelegenheit gewiß nicht unbenützt lassen, um einen so gefährlichen Gegner festzuhalten, zumal da der Krieg zwischen Holland und England gewiß sehr bald wieder ausbrechen wird.«

»Nun, ich will's abwarten,« erwiederte der Commodore, und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Ich habe Sie um Entschuldigung zu bitten, daß ich Ihnen einen Verrath zugemuthet, den Sie nicht begangen haben. Wären doch die anderen gegen Sie erhobenen Anklagen eben so ungegründet, wie dieser Verdacht!«

»Sehen Sie denn in Ihrer jetzigen mißlichen Lage nicht ein, Sir Georges, daß der ehrlichste, biederste Mann ein Opfer falschen Scheins werden kann? Sie leiden ja selbst durch falsche Anschuldigungen.«

Der Stolz des Engländers ſchien ſich über den Vergleich wieder empören zu wollen. Richard fuhr fort:

»Ich bedaure, Sir Georges, daß Sie ſich hartnäckig weigern, ſich als Gefangener auf Ehrenwort zu betrachten, denn der Major Grudmann wird ſich genöthigt ſehen, ſtreng gegen Sie zu verfahren und Sie bis zur Abfahrt der »Gertrud« in ſtrenger Haft zu halten. Ueberdies muß ich Ihnen ſagen, daß eine Flucht ganz unmöglich wäre, ich kenne das Land; erlauben Sie mir daher, Ihnen zu rathen. —«

»Genug, Sir; wenn ich Ihres Rathes bedarf, werde ich mich an Sie wenden. Aber wenn Sie nicht geneigt ſind, mich bis zu der elenden Spelunke, die man hier eine Feſtung nennt, zu begleiten, ſo will ich Sie nicht länger aufhalten. Aus Erkenntlichkeit für Ihren guten Willen werde ich weder Ihren wahren Namen noch Ihre Vergangenheit verrathen, das verſpreche ich Ihnen, und in meinen Papieren wird ſich nichts finden, was auf die Spur führen könnte. Dieſe Zuſicherung wünſchten Sie doch von mir?«

»Handeln Sie nach Ihrem Gutdünken, Sir Georges,« erwiederte Richard, den die Zähigkeit dieſes Haſſes tief verletzte.

Zugleich entfernte er ſich mit kaltem Gruß und ging wieder zu dem in einiger Entfernung folgenden Major.

»Nun, hat er ſich überreden laſſen?« fragte Grudmann.

»Nein; Sie hatten Recht, Herr Major, der Commodore hat einen Kopf von Eiſen.«

»Und ich habe einen ſteinernen Kopf; wenn wir gegen einander rennen, werden die Funken ſprühen.«

Einige Minuten nachher nahm Richard Abſchied, und

während der Zug nach dem Fort marſchirte, begab ſich der Coloniſt nach Hauſe, ohne den Balley, wo das Feſt immer lebhafter und lärmender wurde, zu berühren.

Wir wiſſen, daß die Gebäude der Colonie von großen Bäumen, die ſich in ununterbrochenem Dickicht bis an den Urwald erſtreckten, umgeben waren. Unter den dichtbelaubten Aeſten war's ſehr dunkel, trotz des matten Schimmers, den der hellerleuchtete Tanzſaal bis hierher verbreitete. Während der Coloniſt raſch durch die Tamarindenallee ging, hörte er in einiger Entfernung ein furchtbares Geheul und gleich darauf einen dröhnenden Schlag wie von einer Axt, die einen Baumſtamm trifft. Richard ſtand ſtill.

»Wer iſt da?« fragte er in der den Bewohnern der Colonie gemeinſamen Sprache.

Er bekam keine Antwort; aber an einer Stelle, wo die Bäume minder dicht ſtanden, bemerkte er einen großen ſtarken Mann, der einen Stock in der Hand hielt und ſich ntchi rührte.

»Wer da?« wiederholte Richard noch lauter.

Dieſes Mal antwortete ihm ein eigenthümliches Grunzen oder Knurren; aber der Mann mit dem Stocke verſchwand, und Alles ward wieder ruhig.

»Bah!« ſagte Palmer, nachdem er eine kleine Weile gewartet hatte, »es iſt wahrſcheinlich ein angetrunkener Chineſe oder Neger.«

Er ging weiter und hörte bis zu ſeiner Wohnung nichts mehr als die fernen Töne der malayiſchen Flöten und Catingans, welche der Seewind von Zeit zu Zeit herübertrug.

VIII.

Eduards Freund.

Der Garten Palmer's galt für eine der größten Merkwürdigkeiten der Colonie Neu-Drontheim. Die ganze Beſitzung lag, wie ſchon erwähnt, am Fuße hoher röthlicher Felſen, die auf dieſer Seite das Thal begrenzten. Ein friſcher, klarer, nie verſiegender Bergſtrom ergoß ſich durch ein doppeltes Gitter, welches gewiſſe gefährliche Gäſte zurückhalten ſollte, in den gut umfriedeten Baumgarten, und nachdem er ein hübſches Baſſin mit Goldfiſchen gefüllt und ſich zwiſchen Blumenbeeten hindurchgeſchlängelt hatte, floß er am andern Ende ab, bewäſſerte die Reisfelder und ergoß ſich in den nahen Fluß.

Dieſer Garten hatte im Beſitz der Europäer noch die ſeltſamen Verzierungen, mit denen ihn der erſte Eigenthümer, ein reicher Chineſe, überladen hatte. Die gewundenen, mit farbigem Sande beſtreuten Gänge bildeten eine Art Labyrinth, und hier und da ſtanden niedrige Thürme mit Glöckchen an den weit hervorragenden Dächern, Brücken von Bambusrohr, häßliche Götzenbilder, Kioske und Pagoden von ſeltſamer Bauart. Seltene, merkwürdige Pflanzen wuchſen im Schatten prächtiger Bananen-, Orangen- und Mangobäume; aber derſelbe ſonderbare Geſchmack, der ſich in der allgemeinen Anlage des Gartens zeigte, fand ſich auch in den Einzelheiten. So ſtand ein

zierlicher Strauch auf dem Rücken eines porzellanenen Elephanten; eine reizende Blume blühte auf dem Kopfe eines Vogels oder am Schweifende eines Hundes von demſelben Material.

Alle unglaublichen Phantaſiegebilde, die auf den chineſiſchen Tiſchchen, Ofenſchirmen und Fächern zu ſehen ſind, waren hier in der Wirklichkeit vorhanden. Palmer hatte dieſe ſonderbaren Zierathen aus Unachtſamkeit unberührt gelaſſen, und die meiſten derſelben verfielen. An einigen hochgelegenen Punkten hatte er indeß Pavillons oder Zelte errichten laſſen, welche verſchiedene herrliche Ausſichten auf die Pflanzungen, auf das Dorf, den Fluß und das Meer darboten.

Das bemerkenswertheſte unter den kleinen Gebäuden, die im Garten zerſtreut lagen, war eine Pagode neben dem vom Felſen herabſtürzenden Bache, und wegen dieſer Lage herrſchte in derſelben immer eine in der heißen Zone höchſt angenehme Kühle. Von dem Hauſe führte der Weg dahin durch eine Allee von niedrigen, aber ſehr dicht belaubten Bäumen, die keinen Sonnenſtrahl durchließen. Die halb aus Holz, halb aus Ziegeln erbaute Pagode hatte mehre übereinandergeſetzte Dächer; ſie war mit grellen Farben angeſtrichen, und an der Vorderſeite waren noch Spuren von Vergoldung zu ſehen. Das Innere bildete ein einziges, ziemlich dunkles Zimmer, in welchem ſich nur einige Rohrſtühle, ein kleiner Tiſch und Binſenmatten befanden.

Hier verzehrten Eduard und ſeine Couſine Anna am Morgen nach dem Feſte ein frugales Frühſtück, da das gemeinſame Familienmahl den jugendlichen Appetit zu

lange warten ließ. Die beiden Kinder pflegten ſich, ſobald ſie aufgeſtanden waren, in die Pagode zu begeben, und gewöhnlich kam auch Miſtreß Surrey. Aber dieſen Morgen war Miſtreß Surrey zu Eliſabeth gerufen worden, und wahrſcheinlich erzählte Richard ſeiner Frau und ſeiner Schweſter das geſtrige traurige Ereigniß. Die Negerin Maria mußte daher allein die beiden Kinder bedienen und beaufſichtigen. Maria hatte aber faſt die ganze Nacht hindurch getanzt, und ſie zeigte gähnend ihre zweiunddreißig weißen Zähne, die den Malayen ein Gräuel waren.

Das Frühſtück beſtand gewöhnlich in einem großen Napf mit fetter, duftender Büffelkuhmilch, in Brotfrucht, Bananen und friſchen Kokosnüſſen. Die beiden Kinder, welche weiß und faſt gleich gekleidet waren, verzehrten das Frühmahl mit derbem, geſundem Appetit. Beide waren heiter und vergnügt; aber Eduard war in Abweſenheit ſeiner Tante ausgelaſſener als ſonſt, die kleine Anna hingegen nahm eine ernſte, würdevolle Haltung an, um ihren wilden Spielcameraden in gehörigen Schranken zu erhalten.

Eduard behandelte noch immer ſein Lieblingsthema, nämlich ſein Abenteuer mit Tiger und Orang-Utang, und er verſicherte mit ſtolzem Selbſtgefühle, er werde ſich bald wieder in den Wald begeben, um die große Blume noch einmal zu ſehen und um ſeinen Bogen zu ſuchen, einen prächtigen Bogen, der große Pfeile mehr als hundert Schritte weit ſchleudere. Maria, die während dieſer Prahlerei auf ihrem Stuhl zu ſchlummern ſchien, fuhr plötzlich auf.

»Das nicht thun, Maſſa Eduard,« ſagte ſie erſchrocken, »nicht in den Wald gehen. Der Mann, der nicht ſpricht, würde Sie fortſchleppen.«

*

»Mich fortſchleppen!« erwiederte der Knabe höhniſch, »das möchte ich doch ſehen!«

»Gott behüte Sie, Maſſa Eduard!« fügte die ängſtlich beſorgte Negerin hinzu; »Sie zu jung, verſtehen nicht. In Afrika, wo ich geboren bin, ſind auch Leute, die nicht ſprechen; aber die ſind ſchwarz, weil dort Alles ſchwarz, die ſprechenden und die ſtummen Menſchen. Als ich klein war, haben ſie fortgeſchleppt eine arme Negerin und ein Negerkind, und haben ſie lange bei ſich im Walde behalten.«

Die kleine Anna zitterte an allen Gliedern; aber der kecke Eduard lachte über die Streiche der ſchwarzen Gorillas am Senegal, die wirklich nicht ſelten Weiber und Kinder rauben ſollen.

»Bah! wir ſind ja nicht in Afrika,« ſagte er in ſeiner prahleriſchen Weiſe.

»Aber die Menſchen, die nicht ſprechen, ſind hier eben ſo ſchlimm wie in Afrika, wenn ſie auch eine andere Farbe haben. Bitte, bitte, lieber kleiner Maſſa, nicht in den Wald gehen!«

»Ich ſage Dir, daß ich mich nicht fürchte. Haben denn die Waldmenſchen die geraubten Negerinnen und Negerkinder todt gemacht?«

»Nein, Maſſa Eduard, ſie geben ihnen zu eſſen und zu trinken, bauen ihnen Hütten und thun ihnen nichts zu Leide. Negerinnen und Negerkinder kommen ſpäter wieder nach Hauſe, aber können nicht mehr ſprechen und ſind wild wie die Waldmenſchen.«

»Siehſt Du wohl! ſie thun Andern nichts zu Leide. Und dieſer Waldmenſch hat mich lieb; er hat uns gegen

den Tiger vertheidigt, der uns zerreißen wollte. Ich gehe in den Wald und hole meinen Bogen.«

» O nein, lieber, guter Eduard, thue das nicht!« bat Anna, die ihm weinend um den Hals fiel. »Ich bitte Dich, gehe nicht in den Wald!«

Der muthige Eduard hatte große Luſt, ſelbſt zu weinen; er antwortete indeß mit etwas gezwungenem Lächeln:

»Du biſt ein Mädchen, Couſine Anna; aber ich bin ein Mann und fürchte mich nicht wie Du.«

»Nun ja, ich fürchte mich,« erwiederte Anna, ihn mit Liebkoſungen überhäufend. »Geh' nicht in den Wald, verſprich mir's!«

Und da der Knabe zögerte, das verlangte Verſprechen zu geben, ſtimmte ſeine Couſine einen andern Ton an, und ſagte ſentimental:

»Ich ſehe wohl, Couſin Eduard, daß Du mich nicht lieb haſt.«

»Doch, ich habe Dich lieb.«

»Dann willſt Du nicht, daß ich Dich lieb habe!«

»Doch, ich will es. Unterſtehe Dich nur, mich nicht lieb zu haben!«

»Glaubſt Du denn, daß man ſeinen Gefühlen gebieten könne? Wenn Du mir künftig Blumenſträuße bringſt, ſo werfe ich ſie den Ziegen vor, und wenn Du mich küſſen willſt, ſo laufe ich davon. Du ſollſt auch nicht mehr ſagen, daß ich deine Braut werden ſoll, daraus wird nichts.«

Der kühne Paladin war beſiegt und fing auch an zu weinen; er ſuchte indeß wieder die Offenſive zu ergreifen.

»Wir wollen doch ſehen,« erwiederte er halb weinerlich, halb drohend; »ob Du meine Blumenſträuße weg-

werfen und davonlaufen wirſt, wenn ich Dich küſſen will. Ich bin ſtärker als Du und werde Dich ſchlagen, wenn Du meine Braut nicht werden willſt.«

»Nun, dann weine ich und laſſe mich ſchlagen.«

Das war zu viel für Eduard.

»Nein, ich werde Dich nicht ſchlagen, Du ſollſt nicht weinen,« ſagte er. »Couſine, verzeihe mir, ich war unartig; ich will ja Alles thun, was Du willſt.«

»Du willſt alſo nicht wieder in den Wald gehen, wo der große häßliche Affe Dich todtſchlagen oder fortſchleppen könnte.«

»Nein.«

»Du willſt nicht mehr an deinen Bogen und an die große Blume denken?«

»Nein, ich verſpreche es Dir.«

»Nun, ſo küſſe mich; dieſen Abend kannſt Du mir einen Blumenſtrauß bringen, ich nehme ihn mit in mein Zimmer und werde Dich immer lieb haben.«

So wurde der Friede geſchloſſen und unterzeichnet, zur größten Freude der Negerin, die dem naiven Geplauder der Kinder mit Bewunderung zuhörte. Als ſie ſich küßten, klatſchte Marie in die Hände und lachte laut.

»So iſt's recht!« frohlockte ſie. »Miß Anna weiß ſchon, was ſie zu thun hat, ſie wird einmal ein Haus regieren können.«

Inzwiſchen war das Frühſtück beendet, und Marie trug die Ueberreſte weg. Eduard und Anna ſchienen nach ihrer Ausſöhnung im beſten Einverſtändniß zu ſein, und Beide wetteiferten mit einander, jede Erinnerung an den

Zank zu verbannen. Anna wollte indeß den Gehorsam Eduards auf eine neue Probe stellen.

»Da Du wieder artig geworden bist,« sagte sie einschmeichelnd, »so mußt Du nicht vergessen, daß es jetzt Zeit ist, deine Aufgabe in der Geographie zu lernen. Mistreß Surrey und Tante Elisabeth sind jetzt beschäftigt, aber sie würden sehr unzufrieden sein, wenn Du vor der Stunde der Siesta deine Aufgabe nicht gemacht hättest.«

Bei diesen Worten zog die kleine Syrene ein ziemlich stark beschädigtes Buch aus ihrem weißen Gewande. Als Eduard das verwünschte Lehrbuch sah, machte er ein finsteres Gesicht und schien sich wieder auflehnen zu wollen.

»Das hat mit unseren Bedingungen nichts zu thun,« sagte er verdrießlich.

Aber Anna ließ nicht nach; sie suchte ihrem Cousin begreiflich zu machen, daß er in der Pagode ganz ungestört seine Lection lernen könne und daß sein Tagewerk in einigen Minuten beendet sein werde; dann könnte er mit gutem Gewissen spielen. Kurz, sie überredete ihn, und er nahm zögernd das verwünschte Buch zur Hand.

»Wenn Du noch bei mir bleibst, während ich lerne!« meinte der faule Schüler.

»Wenn ich da bin,« entgegnete aber Anna, »so schaust du nicht in's Buch, Du plauderst und lachst unaufhörlich. Fasse Muth! Wenn Du bald deine Geographie gelernt hast, so wirst Du sehen, was für eine angenehme Ueberraschung ich Dir bereite!«

Worin diese Ueberraschung bestand? Die liebe Kleine wußte es selbst nicht; sie bediente sich nur einer kleinen Kriegslist, welche, wie sie aus Erfahrung wußte, ihren

Zweck nie verfehlte. Auch dieſes Mal ging Eduard in die Falle und ſchlug haſtig das Buch auf. Anna gab ihre Zufriedenheit durch freundliches Kopfnicken zu erkennen und entfernte ſich mit der Negerin, die unaufhörlich lachte.

»O, Miß Anna wird eine rechte Frau werden!« ſagte ſie für ſich; »ich kann mit Darius nicht ſo ſprechen.«

Eduard, der nun allein war, gewann es über ſich, wenigſtens die Hälfte ſeiner Lection zu leſen; aber als er die kleine Anna nicht mehr hörte, erlahmte ſein Eifer. Er legte das Buch weg, nahm es wieder zur Hand und endlich lehnte er ſich in ein kleines Fenſter, aus welchem man in den oberen Theil des Gartens ſah. In ſeiner Zerſtreuung betrachtete er die überall umherflatternden ſchönen Inſecten, deren eintöniges Summen auf ihn einen beruhigenden, faſt einſchläfernden Eindruck zu machen ſchien. Er wurde ſtill und träumeriſch, wie es bei den wildeſten Knaben in der Einſamkeit zuweilen der Fall iſt.

Der Nebel hatte ſich noch nicht völlig zerſtreut; die gelblichen, bereits von der Sonne durchdrungenen Dämpfe bildeten gleichſam einen Gazeſchleier um die etwas entfernten Gegenſtände und verwiſchten die Umriſſe derſelben. Während Eduard gedankenlos vor ſich hinſtarrte, wurde ſeine Aufmerkſamkeit plötzlich durch ein Rauſchen in einem nahen Ebenholzbaume erregt.

Der Garten war von einer undurchdringlichen Hecke von Cactus und anderen dornigen Sträuchen umgeben, und außerhalb dieſer Einfriedung ſtanden hohe Bäume, welche die Pflanzungen gegen die Sonnenſtrahlen ſchützen ſollten; zu dieſer Reihe von hochſtämmigen Bäumen gehörte der eben genannte Ebenholzbaum. Anfangs bemerkte Eduard

nichts in dem dunklen, dichten Laube; als er aber eine Weile aufmerkſam auf einen und denſelben Punkt geſchaut hatte, bemerkte er in dem am dichteſten belaubten Theile eine noch nicht deutlich erkennbare Geſtalt. Dieſe Geſtalt bewegte ſich nicht, und man konnte ſie mit dem Hauptaſt, hinter dem ſie theilweiſe verſteckt war, verwechſeln; aber als der Kabu ſich immer mehr zerſtreute, unterſchied der Knabe mit größerer Deutlichkeit einen bärtigen Kopf, deſſen funkelnde Augen auf ihn gerichtet waren. Es war nicht zu bezweifeln, daß es der Orang-Utang war.

Eduards erſtes Gefühl war Schrecken, als er das furchtbare Geſchöpf, von welchem ſo merkwürdige Dinge erzählt wurden, ſo nahe vor ſich ſah, und er zog ſich raſch vom Fenſter zurück; aber bald trieb ihn die Neugierde an dasſelbe zurück. Die Entfernung von dem Ebenholzbaum zu den im Garten beſtehenden Bäumen war zu groß, um mit einem Sprunge überſchritten zu werden; es war daher kein Angriff zu fürchten, zumal da das Fenſter der Pagode zu ſchmal war, um den Waldmenſchen durchzulaſſen. Ueberdies wußte Eduard wohl, daß er ſeinem Retter das Leben verdankte, und er hatte ſeiner Couſine blos aus Nachgiebigkeit verſprochen, nicht mehr in den Wald zu gehen. Er beruhigte ſich daher bald und betrachtete den gefürchteten Gaſt mit großer Neugierde; er glaubte die dem Studium der Geographie geſtohlene Zeit nicht beſſer anwenden zu können.

Der Orang blieb halb im Laube verborgen, aber bekanntlich war er von der Größe eines hochgewachſenen, ſtarken Mannes, alſo etwa ſechs Fuß. Seine Arme und Beine waren lang und mager, aber von unglaublicher

Kraft; der Bauch war dick, die Bruſt ſehr breit. Der ganze Körper war mit röthlichbraunen Haaren bedeckt, aber das Geſicht war nackt, von graugelber Farbe und nur von einem röthlichen Bart eingerahmt. Er hatte einen großen Mund und eine ſtark vorſpringende Naſe; ſeine kleinen Augen hatten einen ziemlich ſanften Ausdruck, wenn er nicht im Zorn war. Im Ganzen war er den Menſchen mindeſtens eben ſo ähnlich wie die Hottentotten, die Buſchmänner und andere auf der niedrigſten Stufe der Intelligenz und Formenſchönheit ſtehende Stämme. Abgeſehen von der Sprache, die ihnen die Natur verſagt hat, unterſcheiden ſich die Orangs in ihrem Aeußern wenig von einigen wilden Völkern Oceaniens, ihr Verſtand iſt, wenn man vielen Erzählungen glauben darf, mehr entwickelt als der Verſtand dieſer Wilden.

Eduard ſah den Orang mit großem Vergnügen an, und mit eben ſo großem Wohlgefallen ſchien der Waldmenſch den Knaben zu betrachten. Er lag ganz ſtill auf dem Baumaſte, vielleicht fürchtete er den Kleinen zu erſchrecken. Der Ausdruck ſeines Geſichts war ernſt, traurig, faſt nachdenklich, ſein Blick freundlich.

Eduard glaubte nun eine Annäherung an ſeinen neuen Bekannten verſuchen zu dürfen. Er holte vom Tiſche einen Teller mit Bananen, welche ihm die Negerin für den Fall gelaſſen hatte, daß er ſich bei ſeinen geographiſchen Studien zerſtreuen wollte, und ſtellte ihn in das Fenſter; nachdem er ſelbſt eine dieſer köſtlichen Früchte gegeſſen, warf er dem Orang eine andere zu.

Die Frucht, obgleich mit Geſchicklichkeit geworfen, verfehlte doch das Ziel um einige Fuß; aber raſch ſchnellte

ein langer nerviger Arm wie eine Springfeder empor, die Banane wurde im Fluge von einer gewaltigen Hand ergriffen und verſchwand ſogleich in einem großen mit furchtbaren Zähnen bewaffneten Munde.

Der Knabe vermochte den Ausbruch ſeiner Freude kaum zu mäßigen; er nahm eine Banane nach der andern vom Teller und warf ſie ſeinem Nachbar auf dem Ebenholzbaume zu. Zu ſeiner Freude wurden die Früchte mit gleicher Gewandtheit aufgefangen. Einige derſelben, die ungeſchickt geworfen wurden, nahm der Orang nicht auf; es ſchien faſt, als ſei es ihm weniger darum zu thun, ſeinen Appetit zu befriedigen, als dem lieblichen Knaben, den er mit der Hand hätte zermalmen können, ſeinen guten Willen zu zeigen.

Eduard fand großen Gefallen an dieſem Spiel, und er dachte nicht mehr an ſeine Lection. Leider gingen die Bananen auf die Neige, und er ſann auf Mittel, ſich, ohne Verdacht zu erregen, einen neuen Vorrath zu verſchaffen, als ſich vom Hauſe her lebhafte Stimmen hören ließen. Der Waldmenſch wurde unruhig und zog ſich tiefer in das Laubwerk zurück; man ſah nur noch ſeine Augen, die einen düſtern, ſcheuen Ausdruck hatten. Vergebens warf ihm Eduard ſeine letzten Bananen zu, der Orang hatte keine Luſt mehr, ſie zu fangen; er war offenbar ſcheu geworden, und vielleicht bemerkte er von ſeinem hohen Poſten etwas, was ihn hinderte, das neckiſche Spiel fortzuſetzen.

Eduard lauſchte ebenfalls. Der Tumult wurde lauter und mitten unter den kreiſchenden Stimmen der Chineſen und Neger erkannte er die ernſte Stimme ſeines Vaters. Er benutzte dieſe Gelegenheit, von ſeinem Buche zu entwi-

ſchen, nahm kurzen Abſchied von ſeinem Freunde, verließ die Pagode und eilte auf den Hof, wo er Zeuge eines ſeltſamen Auftrittes wurde.

Die Dienſtleute bildeten eine dichtgedrängte Gruppe um einen Baum; ſie waren ſehr aufgeregt. Aber während die Malayen zu fluchen und zu drohen ſchienen, jammerten die Neger, und die Chineſen ſchienen ſich mit allerlei lächerlichen Geberden und Demonſtrationen zu vertheidigen. Mitten in dieſer Verwirrung ſuchte Palmer ſein Anſehen geltend zu machen, um einige Ruhe zu erlangen, und der Doctor Van Stetten unterſuchte aufmerkſam einen regungslos auf der Erde liegenden Mann. Einige Schritte rückwärts ſtand der Sergent Müller mit vier Soldaten. Der Fall mußte wohl von einiger Wichtigkeit ſein, ſonſt würde man die bewaffnete Macht nicht herbeigeholt haben.

Eduard wollte ſich durchdrängen, aber Anna, die ſich mit Mutter und Tante auf der Veranda befand, rief ihm mit dem Tone ängſtlicher Beſorgniß zu:

»Bleib' zurück, Couſin Eduard; es liegt dort ein Todter.«

»Wer denn?«

»Der Malaye Opiumraucher.«

»Ja, ja, komm' herein, mein Kind,« ſagten die beiden Frauen, »ein ſolcher Anblick iſt nicht für Dich.«

Aber Eduard ſchien dieſe Aufforderung nicht gehört zu haben, er drängte ſich durch die Zuſchauer.

Opiumraucher lag wirklich mit blutendem Kopf und zerſchmettertem Schädel im Graſe. Zwei Schwarze hatten den lebloſen Körper in den Pflanzungen, nicht weit vom Balley gefunden. Ihr Geſchrei hatte die Vorübergehenden

herbeigelockt; man hatte den Todten auf eine Tragbahre gelegt und auf Palmer's Hof gebracht.

Der Knabe, der ſonſt ſo muthig war, wandte ſich ſchaudernd ab, und er wollte ſich entfernen, als der Doctor Van Stetten, der den Leichnam genau unterſucht hatte, ſich aufrichtete.

»Meine Herren,« ſagte er mit feſtem Tone, »meine Ueberzeugung ſteht feſt; dieſem Unglücklichen iſt mit einem ſtumpfen Werkzeuge der Kopf zerſchmettert worden, und er iſt ſeit acht bis zehn Stunden todt.«

»Ich glaube, Doctor, daß Sie ſich nicht irren,« erwiederte Palmer; »Opiumraucher war geſtern Abends im Balley raſend, oder doch nahe daran. Sein Camerad hat ihn fortgetragen und wahrſcheinlich ſeinem Schickſale auf freiem Felde überlaſſen. In ſeiner Raſerei wird er einen Vorübergehenden angefallen und von dieſem einen Stockſchlag erhalten haben.«

»Das ſtelle ich entſchieden in Abrede,« erwiederte Van Stetten; »im Falle der Nothwehr würde der Schlag auf den Vorderkopf gefallen ſein; Opiumraucher iſt aber auf den Hinterkopf getroffen worden, und ohne Zweifel iſt er meuchlings angegriffen und ermordet worden.«

Die meiſten Anweſenden konnten dieſe in holländiſcher Sprache geführte Unterredung nicht verſtehen. Einer der Schwarzen ſagte jedoch in ſeinem Kauderwälſch:

»Der Chineſe Yaw hat den Opiumraucher erſchlagen, ich wette darauf. Yaw fürchtete ſeine Rache, weil er ihm ſein Opium weggenommen. Der böſe Chineſe hat ſich vermuthlich verſteckt und Opiumraucher erſchlagen.«

»Ja, ja, der Chineſe hat's gethan!« ſagten mehre Stimmen in verſchiedenen Sprachen.

»Es iſt nicht ganz unmöglich,« verſetzte Richard; »aber woher hätte dieſer feige, kleinmüthige Chineſe den Muth zu einem ſolchen Verbrechen bekommen? Die Entdeckung konnte nicht zweifelhaft ſein. — Nun, Yaw muß in's Verhör genommen werden. Wo iſt er? Wahrſcheinlich auf dem Zuckerfelde?«

»Nein, Herr,« erwiederte der Schwarze, der einen Groll auf den Chineſen zu haben ſchien; »Yaw iſt heute nicht auf's Feld gegangen; er iſt in ſeiner Hütte geblieben, hat ſich nicht herausgewagt. Sie ſehen wohl, daß er kein gutes Gewiſſen hat.«

»Er ſoll ſogleich kommen,« ſagte Palmer gebieteriſch; »oder ich ſelbſt will ihn holen.«

Er ging zu dem Bambushäuschen, welches Yaw bewohnte. Unterdeſſen dauerte der Meinungsaustauſch unter den Umſtehenden fort, und der Doctor ſuchte dem Sergenten Müller einige Begriffe von gerichtlicher Medicin beizubringen.

Richard fand den Chineſen in Todesangſt. Yaw, vor einem kleinen Hausgötzen auf den Knien liegend, verbrannte Goldpapierſchnitzel, um die Gunſt der Gottheit zu erlangen. Ein ſo geiziger Menſch würde ſich ſchwerlich zu einem ſo koſtſpieligen Opfer entſchloſſen haben, wenn er die Gefahr nicht für ſehr drohend gehalten hätte.

Als er ſeinen Herrn erblickte, ſprang er auf, und ohne eine Anrede oder Frage abzuwarten, begann er ſeine Unſchuld zu betheuern. Er ſprach mit außerordentlicher Zungenfertigkeit, bald chineſiſch, bald in zuſammengewürfelten

Vocabeln aus andern Sprachen, die in der Colonie geſprochen wurden.

»Warum biſt Du nicht bei deiner Arbeit?« fragte ihn Richard ſehr ernſt; »was machſt Du da? warum fürchteſt Du Dich, wenn Du ſchuldlos biſt?«

»Yaw's Gewiſſen iſt ſo weiß wie ein Bogen Papier, bevor der Gelehrte mit ſeinem Pinſel darauf geſchrieben hat. Yaw war der Freund Opiumrauchers, wir waren wie zwei Finger an einer Hand. Yaw wird Opiumrauchers Büchſe herausgeben; er hat ſie nur in Verwahrung genommen, damit er nicht raſend werde.«

»Davon iſt nicht die Rede; ich frage Dich, was Du hier machſt, warum Du Dich verſteckſt, während der Tod des armen Malayen alle Leute herbeilockt?«

»Ja, ja, er iſt todt!« erwiederte Yaw mit grotesker Verzweiflung. »Ich habe den Freund meines Herzens, die Blume meines Gartens verloren; die Leuchte meines Hauſes iſt erloſchen. Yaw fürchtet ſich vor den Malayen, die ihren Kriß immer in die Bruſt eines Chineſen ſtoßen wollen. Der arme Chineſe wird verfolgt, weil ihn das Elend gezwungen, das herrliche himmliſche Reich zu verlaſſen!«

Richard wurde dieſes Geſchwätzes endlich überdrüſſig.

»Nun, wenn Du Dich rechtfertigen kannſt,« ſagte er, »ſo komm und thue es in Gegenwart deiner Cameraden, vor den Soldaten, die Dich mitnehmen werden, wenn Du ſchuldig befunden wirſt.«

Yaw wollte nicht mitgehen, aber Palmer faßte ihn mit ſtarker Hand und ſchleppte ihn auf den Hof, wo der muthmaßliche Mörder mit lauten Aeußerungen des Unwil-

lens und Zorns empfangen wurde. Der Chineſe begann ſich mit Wärme zu vertheidigen, aber plötzlich ward ſein Blick ſtarr und die Worte erſtarben auf ſeinen Lippen: er erblickte den herbeieilenden Elephantentödter, den vertrauten Freund des Erſchlagenen. Seine Tochter, die ihn begleitete, ſprach leiſe mit ihm; vermuthlich erzählte ſie ihm das tragiſche Ereigniß, denn der Malaye machte ein grimmiges Geſicht.

Trotzdem fiel er nicht ſogleich über den Chineſen her, er neigte ſich über den Leichnam, um ſich ſelbſt ein Urtheil zu bilden. Bald richtete er ſich auf und ſagte zum größten Erſtaunen der Zuſchauer:

»Opiumraucher iſt nicht von Yaw erſchlagen worden.«

Alle Anweſenden widerſprachen ihm heftig; aber der Malaye fügte mit dem Tone feſter Ueberzeugung hinzu:

»Yaw iſt ein erbärmlicher Chineſe ohne Kraft und Muth; ſeine Hand hätte eine ſolche Wunde nicht ſchlagen können. Sehet nur, die Hirnſchale iſt, wie der Kopf des Tigers, mit einem einzigen Schlage zerſchmettert worden. Der Orang-Utang hat's gethan.«

»Der Orang!« wiederholte Eduard und ſchaute erſchrocken nach den hohen Bäumen im Garten.

Dieſer Ausſpruch fand Glauben bei denen, welche die große Erfahrung des malayiſchen Jägers kannten; aber Palmer, Van Stetten und der Sergent Müller, welche in dieſem Augenblick die Civil- und Militärgewalt vertraten, verlangten Erklärungen. Elephantentödter erzählte nun mit einer gewiſſen Ungeduld, er habe in der Nacht, in Folge des uns bekannten Auftritts, ſeinen Genoſſen bis zu der Stelle getragen, wo man den Leichnam gefunden;

Opiumraucher habe in ſeiner Betäubung wohl noch die Kraft gehabt aufzuſtehen, und der Orang-Utang, vielleicht durch das Licht und die Muſik herbeigelockt, habe dieſen furchtbaren Schlag geführt, den der ſtärkſte Mann nicht zu führen vermöge.

Dieſe Erklärung erinnerte Richard an das Geſchrei, das er beim Nachhauſegehen gehört, und an die mit einem Stocke bewaffnete rieſige Geſtalt, die ſich raſch in die Dunkelheit zurückgezogen.

»Elephantentödter hat Recht,« erwiederte er; »was er errathen hat, kann ich aus eigener Wahrnehmung beſtätigen.«

Er erzählte mit kurzen Worten ſein Abenteuer, und bald war man über den Tod des Hirten nicht mehr im Zweifel.

Der arme Yaw, der nun vollſtändig gerechtfertigt war, gab ſeine Freude in ebenſo überſchwenglicher Weiſe zu erkennen, wie vorhin ſeinen Schmerz; er zappelte wie ein Gliedermann, jauchzte und geberdete ſich wie ein Beſeſſener. Endlich begab er ſich wieder in ſeine Hütte, und um ſich von den Gemüthsbewegungen dieſes verhängnißvollen Morgens zu erholen, bereitete er ſich ein leckeres Frühſtück, beſtehend in Regenwürmern mit Kellerwurmſaft.

Die Gewißheit, daß Opiumraucher mitten im Dorfe erſchlagen war, erregte große Beſtürzung unter den Einwohnern, denn jeder von ihnen konnte ein gleiches Schickſal für ſich fürchten. Der unſichtbare Feind konnte jeden Augenblick aus einem Verſteck hervorkommen, und die Colonie mußte ſchleunigſt von dieſer Gefahr befreit werden.

»Ich gehe nicht mehr auf's Feld, ich bleibe in meiner Hütte,« ſagte einer der furchtſamen Neger.

»Der Orang trifft wie der Blitz,« ſagte ein Chineſe, »und ſein Stock muß ſo dick ſein wie der Maſtbaum einer Dſchonke.«

»Ich fürchte mich nicht,« fügte Elephantentödter hinzu; »ich werde Opiumrauchers Tod rächen.«

»Jetzt habe ich nichts mehr dagegen einzuwenden,« erwiederte Richard; »ich wollte den Orang in Schutz nehmen, weil er meinen Sohn gerettet, aber dieſer letzte Vorfall hebt alle meine Bedenklichkeiten. Elephantentödter, Du kannſt dieſes gefährliche Thier ſogleich aufſuchen, und wer von meinen Leuten Dich begleiten will, hat die Erlaubniß; ich werde Waffen- und Schießbedarf liefern. Ich ſelbſt würde gern an dieſer Jagd theilnehmen, wenn ich nicht in wichtigen Geſchäften zum Gouverneur gehen müßte.«

Er ſah ſeine junge Frau und ſeine Schweſter an, die ihn auf der Veranda mit Ungeduld zu erwarten ſchienen.

Der Doctor Van Stetten verſtand nichts von dieſem Geſpräch, aber Richard gab ihm die nöthigen Erklärungen.

»Das läßt ſich hören, Palmer,« ſagte er mit Befriedigung; »dieſer Entſchluß kann für die Wiſſenſchaft von Nutzen ſein. Ich gebe dem Ueberbringer der Haut dieſes Orangs zehn ſchöne Goldpagoden, und ich mache damit noch ein gutes Geſchäft, denn unter allen Thieren der Schöpfung iſt keines in Europa weniger bekannt.«

»Ich werde meine Leute mit Ihrem Verſprechen bekannt machen, lieber Van Stetten, und es wird gewiß

Wunder wirken. Aber wäre es nicht beſſer, das Thier lebend zu fangen? Man könnte es wenigſtens verſuchen.«

»Lebend!« wiederholte Van Stetten; »ich würde ein Auge für einen lebenden Orang-Utang geben. Aber wer würde ihn einfangen, wenn er mit ſtaunenswerther Leichtigkeit, als ob er Flügel hätte, von Baum zu Baum ſpringt. Ueberdies würden alle Männer in der Colonie kaum genügen, ihn zu bändigen, und er würde alle Stricke, die nicht die Stärke eines Schiffstaues hätten, wie Zwirnsfäden zerreißen. Das Beſte iſt, unſere Colonie von ihm zu befreien, wie es eben angeht, und mich in den Stand zu ſetzen, ſeine Haut in kürzeſter Friſt nach Leyden an das Muſeum zu ſenden.«

Die von Van Stetten für den Orang verſprochenen zehn Goldpagoden erregten die Habgier der Anweſenden, und die Jagd wurde ſofort angeordnet. Zwei Schwarze, fünf oder ſechs Malayen, unter denen ſich Boa, ein berühmter Jäger, befand, und einige Soldaten der holländiſchen Beſatzung erboten ſich, unter der Führung des erfahrenen Elephantentödters die Umgegend zu durchſuchen. Der Doctor Van Stetten wollte die Jagd als Dilettant mitmachen.

Als dieſe Vorkehrungen getroffen waren, befahl Richard den Chineſen, die Leiche Opiumrauchers auf den Friedhof der Colonie zu tragen, und ließ Waffen und Schießbedarf aus dem Hauſe holen. Als Alles bereit war, fragte Einer vorwitzig:

»Wo iſt denn jetzt der furchtbare Affe?«

»Vielleicht über unſern Köpfen,« erwiederte Elephan-

tentödter und ſchaute auf die dichtbelaubten Bäume, unter denen die Jäger verſammelt waren.

Ein plötzlicher Schrecken ergriff die Schaar, und mehr als Einer hätte gern Reißaus genommen; aber man beruhigte ſich, als man ſah, daß der Anführer nach einer flüchtigen Beobachtung ganz gelaſſen blieb.

»Hier iſt er nicht,« fügte Elephantentödter hinzu; »er muß auf einem hohen Baume der Nachbarſchaft ſitzen, und wir wollen ſie alle in Augenſchein nehmen. Er pflegt ſich in der Tagshitze auf einen dicken Aſt zu legen. Seid alſo aufmerkſam und ſchießet Alle zuſammen, ſobald Ihr die mindeſte Bewegung im Laube bemerket. Ein Orang wird nicht durch eine einzige Kugel erlegt.«

Palmer empfahl ihnen noch, vorſichtig zu ſein und bei einander zu bleiben. Der Zug ſetzte ſich nun in Bewegung, gefolgt von dem Doctor, der nur mit ſeinem großen Regen- oder Sonnenſchirm bewaffnet war, denn das ſeidene »Dach« diente für beide Zwecke. Richard gab den zu Hauſe bleibenden Schwarzen Befehl, ſich mit einem Palankin vor der Thür einzufinden, um Eliſabeth ins Fort zu tragen, und begab ſich ins Haus.

Eduard war ihm vorausgeeilt, und der Knabe war nicht wenig beſorgt um ſeinen Freund, den Orang-Utang. Der Affe befand ſich offenbar, trotz ſeiner erſtaunlichen Kraft und Gewandtheit, in einer großen Gefahr. Wenn er ſeinen Poſten auf dem Ebenholzbaume nicht verlaſſen hatte, ſo konnten ihn die Jäger leicht umzingeln und ihm den Rückzug in den Wald abſchneiden. Eduard war übrigens gar nicht geſonnen, den Verſteck ſeines Retters zu verrathen; der Anblick des mit Blut bedeckten Malayen erfüllte

ihn zugleich mit Bedauern und Abſcheu, aber er kämpfte gegen dieſe Eindrücke an und ſagte für ſich:

»Opiumraucher war häßlich und böſe; der Waldmenſch hat den Tiger erſchlagen, und er ſoll nicht todtgeſchoſſen werden.«

Er konnte der Verſuchung, ſich nach dem Waldmenſchen umzuſehen, nicht widerſtehen; er ſchlich in den Garten und begab ſich in die Nähe des großen Ebenholzbaumes. Eine leichte Bewegung des Laubes bewies ihm, daß der Orang ſeinen Poſten nicht verlaſſen hatte. Bald bemerkte er ſogar, daß der Waldmenſch vorſichtig den Kopf hob und ſeine funkelnden Blicke auf die Schaar der Jäger richtete. Er ſchien ſich wirklich der Gefahr bewußt zu ſein, denn er bewegte ſich nur mit der größten Vorſicht. Gegen den Knaben hingegen ſchien er kein Mißtrauen zu haben und ihn mehr als einen nöthigen Falls zum Beiſtande bereiten Genoſſen denn als einen Kundſchafter ſeiner Feinde zu betrachten.

Zum Glück hatten ſich die Jäger von dem Garten entfernt. Sie machten großen Lärm und ſchoſſen von Zeit zu Zeit, um den Orang zu erſchrecken und aus ſeinem Verſteck zu treiben. Viele Leute aus der Colonie, hauptſächlich Kinder, hatten ſich zu ihnen geſellt und ſchrien und lärmten in der gleichen Abſicht. Es war indeß nicht wahrſcheinlich, daß die lärmende Schaar auf den Gedanken kommen würde, den Feind ſo nahe bei den Wohnungen zu ſuchen; man glaubte, er habe ſich vorn in den Wald zurückgezogen und dorthin wandten ſich die Bewaffneten mit ihrem Gefolge.

Eine Stimme, welche Eduard in's Haus rief, entriß ihn ſeiner Betrachtung. Er mußte dem Rufe folgen, und

obgleich die Gefahr nicht sehr groß für seinen Freund war, so rief der Knabe doch in seinem naiven Mitleid:

»Nimm Dich in Acht, armer Orang!«

Der Waldmensch streckte sein kluges Gesicht wieder aus dem Laube hervor, als ob er dem Knaben für die Warnung danken wollte; dann eilte Eduard, einen neuen Ruf beantwortend, auf das Haus zu.

Elisabeth und Mistreß Surrey erwarteten ihn mit Ungeduld; seine Eltern wollten ihn mit in's Fort nehmen. Er sollte mit seiner Mutter, die bereits für einen Besuch angekleidet war, in den Palankin steigen; Richard wollte den Weg zu Fuß machen. Bald überließ sich Eduard ganz der Freude über seinen schönsten Anzug, und zu dem Genuß einer bequemen Promenade im Tragsessel kam noch, daß er keine nicht gelernte Aufgabe herzusagen hatte: so vergaß er den Orang, den Tod des Opiumrauchers und Alles, was sich am Morgen zugetragen hatte. Er bemerkte nicht einmal, daß seine arme Mutter, trotz ihres festlichen Schmuckes, die Augen voll Thränen hatte.

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.